

Im Hause schafft der dringende Zwang der Zweckmässigkeit manchmal ohne Absicht des Erbauers etwas Erträgliches. Im Garten, wo diese unumgängliche Forderung der Zweckmässigkeit fehlt, kommt die Ratlosigkeit unserer Zeit im Gestalten von Lebensformen am trostlosesten zum Ausdruck. Hätten wir nicht noch vereinzelte Reste von echten poesieumwobenen alten Gartenanlagen, so wüssten wir heut überhaupt nicht mehr, was ein Garten sein, welche Gefühlswerte er bergen und was er in unserem Leben bedeuten kann. Nur in den Köpfen vereinzelter phantasiebegabter Menschen könnte sich ein Traumbild von einer nie erschauten Gartenherrlichkeit verdichten, und man würde ihnen nicht glauben, wenn sie davon erzählten. Gottlob, es ist ja noch nicht so weit. Wenn man recht sucht, findet man noch in abgelegenen Winkeln bei eigensinnigen alten Leuten in kleinen Städten — wirkliche Gärten. Ich habe mir alle gemerkt und sie, wo es anging, im Bilde festgehalten. Von neuen Anlagen habe ich bis

heut nur verschwindend wenige entdeckt, die für mich den Begriff des Gartens auch nur annähernd gestaltet hätten.

Die Anlage eines Gartens ist, man mag nun sagen was man will, eben doch immer eine architektonische Aufgabe, wenn man ihn auch nicht nur aus Steinen baut, sondern als Hauptmaterial die lebende Pflanze dazu verwendet.

Ein Garten ist kein Wald und keine Wiese. Er ist die vermenschlichte Form der freien Natur. Lassen wir den Begriff des ausgedehnten Parks vorläufig ganz ausser Betracht und nehmen erst einmal den Garten, wie er sich als Erweiterung des Hauses darstellt. Hier erscheint er durchaus als architektonische Aufgabe, denn sein Zweck ist, wenn auch nicht gerade Räume, so doch Aufenthaltsorte zu schaffen und zwar abgetrennte Aufenthaltsorte, die einer ganz ausgesprochenen Bestimmung dienen und zu deren Gestaltung, Gliederung und Absonderung der Erbauer statt zu totem zu dem lebenden Material der Pflanze greift, die er mittelst Steinbau, Holz- und Lattenwerk und Kultur in die beabsichtigten Formen bringt. Die Pflanze an sich mag sich ja noch so frei entwickeln — die grosse Form, die die Gesamtheit der Pflanzen im Garten annimmt, ist eine vom Menschen beabsichtigte (auch weil man die Pflanzenform unter den bekannten wählt, die man haben will) und deshalb eine architektonische Aufgabe.



Abbildung 1

Betrachten wir zuerst einmal die eigentliche mit Stein und Holz erbaute Architektur für den Garten, wie sie sich als Grundlage, gleichsam als erstes Glied des erweiterten Hauses ergibt. Ich wähle diesen Weg, weil

1*



Abbildung 2

ich zu der Ansicht gekommen bin, dass sich von der vorhandenen alten Gartenarchitektur aus besser der Begriff des Gartens selbst ableiten lässt, als umgekehrt. Viel-



Abbildung 3

leicht ist dies auch der natürliche Weg der Entwicklung gewesen.

Die aus dem einfachen Nutzbedürfnisse sich ergebende nächstliegende architektonische Aufgabe des Gartens ist die Laube und die vor Witterung besseren Schutz bietende architektonisch gewordene Form der Laube, das Gartenhaus.

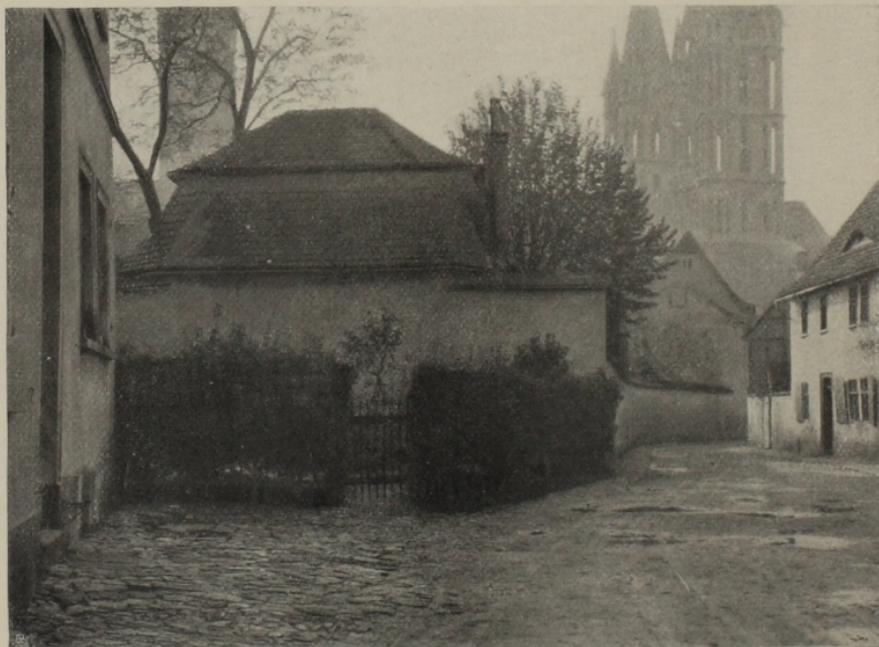


Abbildung 4

Man könnte ein Buch allein über das Gartenhaus schreiben. Unter den mancherlei Stätten, in denen sich das Leben von Beginn des 18. Jahrhunderts bis auf die Tage bewegt hat, in denen Goethe starb, ist kaum etwas so Trauliches, etwas so dem behaglichsten Familienleben Entsprungenes erdacht worden, als die Gartenhäuser, für die man damals die Form fand.

Man versetze sich in jene Tage zurück, wie sie



Abbildung 5

einem beim Lesen von „Wilhelm Meister“ oder von „Dichtung und Wahrheit“ aufsteigen. Feste Wälle und Mauern hatten vordem die Städte eingeschlossen. In den Strassen lagen die alten Patrizierhäuser eng zusammengedrängt mit ihren hohen Fassaden, die die Renaissancezeit reich geschmückt hatte, mit ihren Warenmagazinen und Speichern, und mit ihren Höfen, die hinten an die Stadtmauer anstießen. Allmählich war der Bann von denen gefallen; man entfernte die Wallgänge und legte im ersten erwachenden Sinn für Natur lange und schmale Gärtchen zwischen Haus und Mauer



Abbildung 6

an, die ihrerseits wieder von den Nachbargärtchen durch Mauern getrennt waren. Hatte sich ihr Niveau durch Anhäufen guter Gartenerde erhöht, so zog man wohl auch eine niedrige Futtermauer gegen das Haus hin, zu der bequeme Treppchen heraufführten. Zwischen Haus und altersgrauer Stadtmauer entstand ein beschauliches Leben. Lag dort an der Ecke grad eine alte Bastion, so erhob sich auf ihr ein lustiges Gartenhaus, zu dem schmale Steintreppchen emporklommen. Von



Abbildung 7

seinen hellen Fenstern aus schaute man über die Alleen, den Fluss, die Wiesen, ohne dass man den Garten den Blicken von draussen her preisgegeben hätte. Aber auch die Leute draussen kamen dabei nicht zu kurz, denn das Bild, das sich von jenseits des Stadtgrabens ergab, war ein überaus reizendes. Das freundliche Dach, die weissgestrichenen Fensterrahmen mit ihren geschwungenen Linien, die hellen Wände und die dunklen Baum-



Abbildung 8

kronen, die sich über die düsteren Mauern hoben, erzählten von dem, was man der unmittelbaren Neugier verschwieg.

Oder man baute das Häuschen im Schutze des alten



Abbildung 9

Gemäuers in den Garten hinein, so dass die Thür des Sälchens, zu dem wenige breite Stufen hinaufführten, unmittelbar in den Garten hineinschaute, mitten in die mit Buchs eingefasste Allee, die zum Wohnhause führte. Niedriges Spalierobst füllte den mittleren Teil des Gartens, während ein dichtes Epheukleid alle Mauern umspann, so dass der Aufenthalt im heissen Sommer wie in einer feuchten kühlen Grotte war.

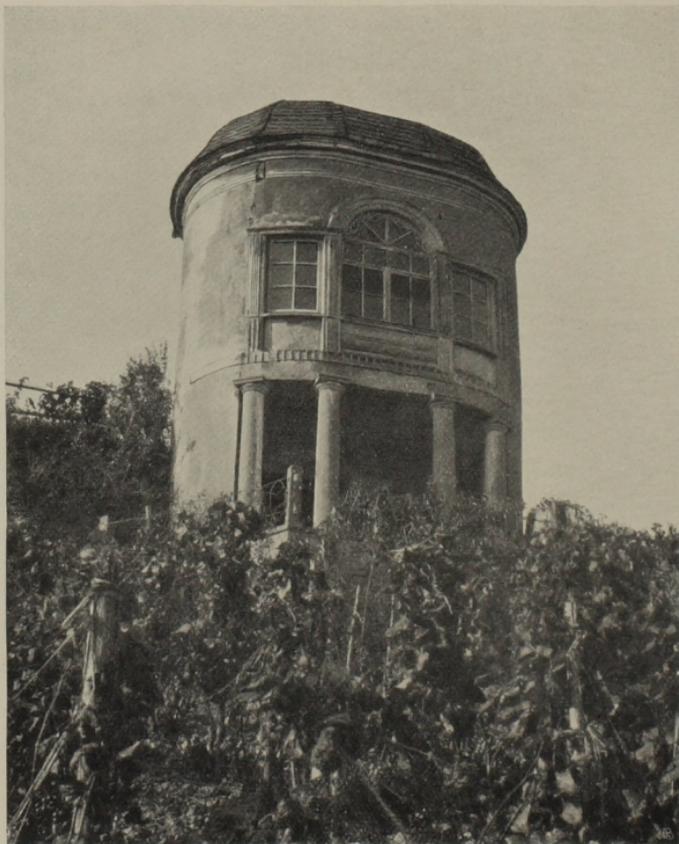


Abbildung 10

Und auch draussen vor den Thoren erwuchs fröhliches Gartenleben. Wachsende Freude am Landleben begnügte sich nicht mit dem kleinen Stadtgärtchen. Der wohlhabende Bürger erwarb draussen ein grösseres



Abbildung 11

Gartenland oder auch Weinberge, deren sommerliche Lusthäuser für ganze Tage, ja, auch für Nächte zum Aufenthalt dienen konnten. Lag der Garten in der Ebene, so umzog man ihn dann mit einer hohen Mauer, über



Abbildung 12

die kleine fröhliche Pavillons hervorschauten. Aber nur mit dem Dach, denn man baute ja nicht für die Andern, sondern für sich. Deshalb fiel's einem nicht bei, die bevorzugten Teile der kleinen Bauten der Strasse zuzuwenden. (Abb. 1.)

Doch ich will das besser alles in Bildern zeigen. Man betrachte Abb. 2. Ist es nicht, als ob der junge Goethe selber hier gegangen käme? Das Gartenhäuschen legt sich mit dem Rücken an die Mauer an, die so hoch



Abbildung 13

ist, dass nur das Dach über sie hervorlugt. (Siehe Abb. 1.) An sich ist es gar kein architektonisches Meisterwerk, wenn man bei diesem Wort nur an die Bewältigung schwierigster Aufgaben denken will. Oder sollte

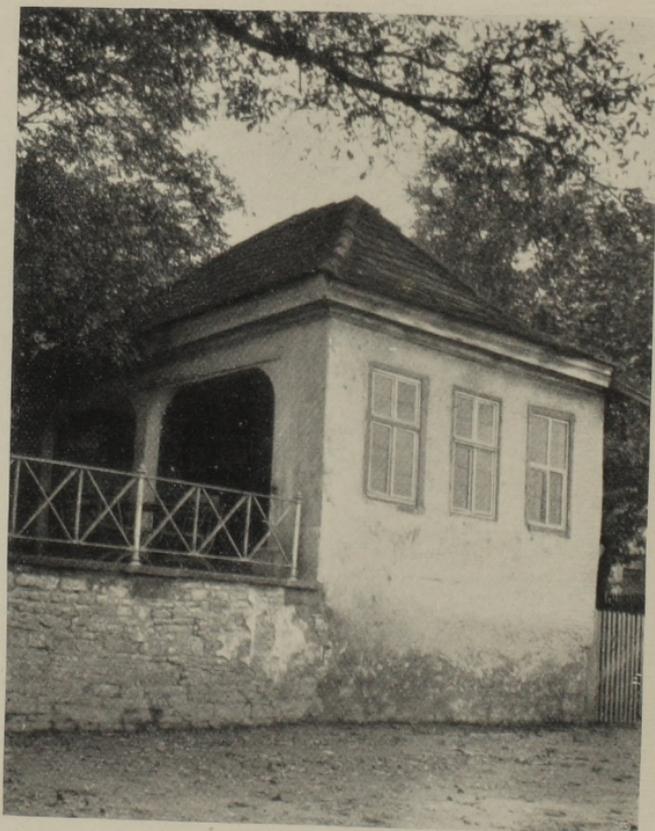


Abbildung 14

man die restlose Lösung einer kleinen bescheidenen Aufgabe auch ein kleines Meisterwerk nennen dürfen? Ist hier nicht das Aeussere der vollkommene Ausdruck des Sinnes und Zweckes des Ganzen? Erzählt nicht das



Abbildung 15

kleine Bild aufs eindringlichste von Heiterkeit, Behagen,
Ruhe und verschwiegenem Glück?

Heut macht man auch noch Gartenhäuser, aber sie
sehen alle ganz gleich aus und zwar wie auf dem Bilde

rechts von Abb. 2. (Abb. 3.) Ist's nicht ein Anblick zum weinen, wenn man sieht, was für Gefühlsausdrücke man heut für sein Gartenleben findet? Man frage in der ganzen Welt herum, ob man heute andere Lösungen für die Gartenarchitektur findet! Dies hier ist das eine Schema, das in den Baugewerkschulen geübt wird. Gewiss, es gibt auch noch „elegantere“ und „phantasievollere“, aber der Himmel behüte uns vor jenen Vorlagewerken, denen sie entstammen. Sie sind noch ärger, meist bedeuten sie dann skandinavische Holzarchitektur oder noch was Schlimmeres und passen als solche ja freilich wie angemessen in unsere deutschen Gärten!

Mit grossem Vergnügen besuche ich immer wieder das alte grosse Gartenhaus, das auf Abb. 4 zu sehen ist. Es ist eigentlich schon mehr ein Gartensaal und ist an dem dem Hause entgegengesetzten Ende des Gartens in die Mauer eingebaut, so dass auf dieser gleich das Dach aufsitzt. Hohe Mauern umgeben wieder den ganzen Garten. Und doch — der Anblick bedeutet sogar für den Vorübergehenden ein freundlicheres Geschenk, als es die offen hinter kalten Eisengittern liegenden modernen Gärten geben können. Denn es kommt nicht darauf an, wieviel Gegenstände man beim Vorübergehen übersehen kann, sondern was für Gefühlswerte der vorüberstreichende Blick sich mitnimmt. Ich glaube ganz sicher, dass es jedem auch nur einigermassen empfänglichen Menschen ebenso gehen muss: dass die zurückhaltende Andeutung

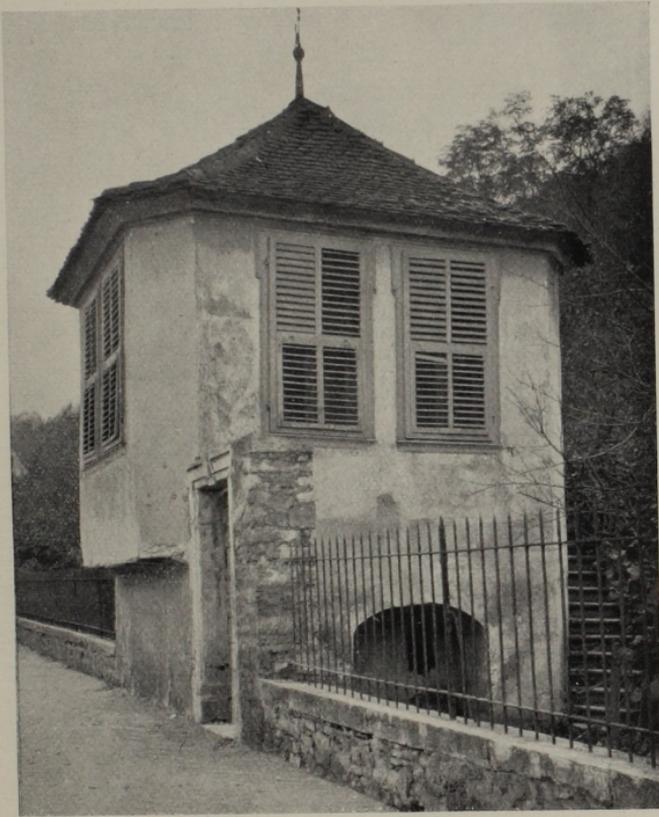


Abbildung 16

von dem, was traulich hinter den Mauern wohnt, mehr von leisem Glücksgefühl mitgibt, als der für jedermanns Blick profanierte Garten, der kahl und offen hinter Eisenstäben liegt und dem man von aussen ansieht,

wie wenig sich die Bewohner drin zu Hause fühlen können.

Man vergleiche Abb. 6 und 7. In beiden Fällen handelt es sich um die Gestaltung derselben Aufgabe: auf einem Punkte hoch über dem Thal einen Ort zu schaffen, der nicht allein Schutz vor Sonne und Regen, sondern auch freundlichen, geselligen Aufenthalt bietet. Die hohe Lage beider Orte kommt leider in der Photographie kaum zum Ausdruck. Nun besehe man sich genau, wie alte und neue Zeit diese Aufgabe löst. Beim alten Pavillon erklimmt man auf breiten Steintreppen die Höhe, muss dann wieder auf einer Treppe um den Bau herum steigen und betritt ihn erst von hinten durch die Thür, die auf dem Niveau der obersten Bergterrasse liegt, während die Fundamente des Häuschens sich auf die daneben liegende Terrasse aufstützen. Man betritt also von hinten den Bau, nachdem man, mit dem Bild der Landschaft im Rücken, die Höhe erstiegen hat. Wendet man sich nun, um in die Thüre einzutreten, so erblickt man (Abb. 8), selber im dämmerigen Raume stehend, die Thallandschaft durch das einheitliche grosse und breite Fenster des Sälchens, das sich nach vorn zu öffnet. Die beiden runden Wände rechts und links sind vollkommen geschlossen und sammeln so den Blick auf den schönen und natürlichen Ausschnitt, den gerade das Fenster bildet. Aber nicht allein die Konzentration des Blicks in die Ferne ist es, was wohl thut. Auch



Abbildung 17

die Sammlung des Lichtes durch die eine Lichtquelle breitet Behagen und etwas wie geistige Sammlung im Raume aus. Der ganze Ort ist wie geschaffen zum Träumen und wie geschaffen für behaglichen Lebensgenuss. (Abb. 10 derselbe Pavillon von unten gesehen.)

Und damit vergleiche man die Art, wie unsere Zeit solch eine Aufgabe löst. (Abb. 7.) Die Thür führt irgendwo hinein, man hat gar nicht überlegt, welche Folgen die Art des ersten Eintrittes in den Raum hat. Vorn nach dem Thale zu ist allerdings auch der Blick offen, zugleich sind aber auch links zwei grosse Fenster angebracht, die nicht nur den Blick von dem Thal, das allein schön ist, auf den vor den Fenstern laufenden vollkommen uninteressanten Weg ablenken, sondern auch den im Pavillon Sitzenden den Blicken der auf dem Wege Daherkommenden preisgeben, was das Gefühl verursacht, „auf dem Präsentierteller zu sitzen“. Nebenbei blendet das seitlich hereinfallende Licht die Augen und macht den Aufenthalt zu einem unangenehmen, der nicht zu vergleichen ist mit der Ruhe des oberen Pavillons. Auch ist die Oeffnung nach vorn viel zu hoch und zu breit, um das Bild des Thales zu umgrenzen und zur Einheit zu schliessen. Aber niemand gibt sich die Mühe, Wirkung und Ursachen genau zu prüfen, man stellt die Bauten ohne Liebe und Nachdenken auf und läuft seines Weges. Den Benutzern scheint der Anspruch auf Lebensharmonie und ihre Erscheinungsform abhanden gekommen zu sein.

Aber man braucht sich nicht einmal die ganze Kette von Ursache und Wirkung klar zu machen. Wozu haben wir denn unsere Augen mitbekommen, wenn wir nicht aus der Schönheit der Erscheinung die Vorzüglichkeit



Abbildung 18

des inneren Wesens abzulesen vermögen? „Der Schein trügt,“ sagt ein altes Tantenwort. Wir aber sagen: ihr könnt nicht lesen, wenn der Schein euch so leicht trügt. Wir meinen, ein Blick schon auf die beiden Bauten

muss dem gebildeten Auge genügen, um ohne weiteres anschauend zu erkennen, dass der eine zweckmässig und schön, der andere hässlich und un Zweckmässig ist. Von der wundervollen und geschlossenen Form des einen und den zappeligen, unsinnigen Zacken, Kanten und „Verzierungen“ des andern will ich gar nicht reden, denn davon spricht das einfache Augen-Urteil ja ohne weiteres genug.

Ich zeige eine grosse Anzahl aller möglichen Gartenhäuser im Bilde. Sie dienen den verschiedensten Zwecken, wie sie bei Gärten vorkommen, und ich glaube nicht, dass hier die neue Zeit irgend einen neuen Zweck den alten hinzugefügt hat. Nicht einmal die Gefühlswerte, wie sie den kultivierten Menschen gegenüber dem Garten und seinen Teilen beherrschen, sind andere geworden. Da finden wir das primitivste Gartenhaus, das zunächst als Geräteraum dem schlichten Nützlichkeitszweck dient. Aus der geschickten Anlage desselben ergibt sich von selbst der Ort, von dem ein umfassender Umblick über Garten und Umgebung sich bietet. Allmählich entsteht das Gartensälchen und die feste Laube, die vor den Unbilden der Witterung sicheren Schutz gibt. Dann teilt sich die Linie; die eine entwickelt sich weiter zum festen bewohnbaren Gartenhause, die andere führt zu der grünumrankten Laube, die bald ausser dem Laubwerk nur aus einem dünnen Gerüst von Latten besteht, bald mit einem festen Dach überdeckt ist und



Abbildung 19

so das Bindeglied zum „Pavillon“ wird. Diese grosse Reihe von Möglichkeiten wollen wir in den Bildern durchlaufen. Abb. 12 ist ein Häuschen, das in einem hier mehrfach erwähnten und als Beispiel im Bilde heran-

gezogenen Bauerngärtchen steht. Die Anlage liegt auf einem zum Flusse abfallenden Gelände, das Häuschen auf der dem Flusse zugewandten Seite. Das Gelände innerhalb des Gärtchens ist planiert und durch eine Futtermauer in zwei Terrassen geschieden, die durch zwei Treppchen in Verbindung stehen. (Siehe Abb. 56 und 63.) Durch die Terrassenanlage ist es bedingt, dass die Mauer innerhalb des Gartens (Abb. 12) niedriger ist, als ausserhalb. Sie steigt innen also zu einer noch überschaubaren Höhe an, während sie von aussen fast über doppelte Menschenhöhe erreicht. Auf der Höhe dieser Mauer sitzt nun das Gartenhäuschen und thront so in ansehnlicher Höhe. Diese Höhe und sein Platz auf der Ecke der Mauer lassen es zu, dass von da aus der Blick weit flussauf und flussab schweift, ohne dass die aussen auf dem Wege Vorübergehenden irgendwie stören könnten. Wie nett ist das kleine Gemach, zu dem die paar breiten behaglichen Stufen emporführen. Heut ist es ein Ort der Verwahrlosung und die Besitzer wissen nichts anderes damit anzufangen, als Mohnköpfe darin zu trocknen und das Ganze verfallen zu lassen, weil auch ihnen die Fähigkeit der Lebensempfindung abhanden gekommen ist. Ich kann nicht sagen, ob die soziale Lage des Bauern so viel schlechter geworden ist, als sie es vor hundertfünfzig Jahren war. Dass damals dem Besitzer eines solchen kleinen Gütchens behagliche Lebensformen geläufig waren, beweisen uns die hinter-



Abbildung 20

lassenen Anlagen. Man würde sie nicht geschaffen haben, wenn man sie nicht zu benutzen verstanden und diese Benutzung beabsichtigt hätte. Man braucht kein Sterndeuter zu sein, um dem Bilde 12 Zweck und Sinn der Anlage, sowie die Lebensformen der Erbauer abzusehen. Das ist ja gerade das Seltsame des Kunstschaffens, dass es keine verabredete Hieroglyphenschrift ist, sondern elementar die Formen vom Sinn und Zweck des Bauen-

den erzählen. Kunst ist Ausdruck und bildende Kunst Ausdruck, der durch die Augen vermittelt werden soll; immer wieder muss man es wiederholen. Man nehme nun nochmal seine Augen recht voll von diesem einfachen Bauwerk mit seinen weissen geputzten Wänden, auf die so gar kein Schmuck gehängt ist, den einfachen viereckigen Fenstern, dem schlichten Dach mit der Luke, das wie ein freundliches altes Auge blinzelt — und blicke dann rasch auf Abb. 13. Das ist ein Nutzbau, wie man ihn zu Ende des 19. Jahrhunderts, des aufgeklärten, baute. Von ehrlichem Ausdruck ist nichts mehr zu finden. Auch hier nur ein sinnloses Zusammenpappen und Leimen von „Motiven“, wie ich es in Band I beim Hausbau genugsam beschrieben. Die Pfosten haben eine ganze Menge von Giebeln bekommen, die man irgendwo aufgeschnappt hat, und das Dachgesims ist mit Schiesscharten versehen, hier offenbar das aller-notwendigste Requisite! Es bedarf keiner weiteren Erklärung.

Abb. 14 ist eine, was die Lage anbetrifft, ähnliche Anlage, wie Abb. 12. Auch hier ist die Ecke der Gartenmauer über dem Flusse gewählt, um einen lauschigen Sitz zu errichten, der aber auf der dem Garten zugewandten Seite offen ist und so mit dem Garten ununterbrochener korrespondiert, während man im Rücken vor Wind und Regen geschützt ist und auch der zudringliche Blick der Vorübergehenden leidlich abgewehrt ist.



Abbildung 21

Offenbar hat man im Bild 15 ähnliche Absichten gehabt. Aber die Menschheit ist unfähig geworden, Aufgaben, die vor hundert Jahren jeder Bauer aus seiner gefestigten Tradition heraus wie eine Selbstverständlichkeit schuf, auch nur nachzumachen. Immer wieder wird es thörichte Spielerei, die jedem verständigen Gebrauch spottet, dafür aber an der Stirn das Kainzeichen des

Unehrliehen und Unwürdigen trägt. Was soll so ein Schilderhaus an der Ecke, wie auf Abb. 15? Auch diese Anlage liegt am Wege längs des Flusses. Es wäre das Gegebene, falls man überhaupt auf der Mauer etwas baut, einen Aufenthaltsort zu schaffen. Dazu ist das Ding viel zu klein, dazu sind seine Fenster viel zu eng, düster und gefängnishaft. Vergittert sind sie auch. Ist's nur eine Gerätekammer, so muss man fragen, wozu sich diese dann so aufdringlich breit macht, am bevorzugtesten Platz des ganzen Gartens sitzt und Schiessscharten hat. Der Geist, der das Ganze schuf, zeigt sich genugsam in dem Haus, das man hinten sich erheben sieht. Es kann einen sehr traurig stimmen, wenn man weiss, dass das Ganze das Haus einer studentischen Vereinigung ist, deren Mitglieder doch mit der Absicht zur Universität ziehen, dort das Erbe einer grossen geistigen Kultur anzutreten, aber schon in dem Grade die verkümmerten Augen der Generation tragen, dass sie nicht zu erkennen vermögen, dass sie mit Formen der Gemeinheit und der Lüge umgeben sind, mit Formen, deren Inhalt, so hoffen wir, sie mit Abscheu von sich stossen würden, sobald sie ihn zu erkennen vermöchten.

Dicht daneben steht noch ein alter überlebender Zeuge einer feinen geistigen Kultur (Abb. 16), dessen Lebenstage gezählt sind. Er wird bald Protzenbauten der beliebten Art seinen Platz lassen müssen. Auch



Abbildung 22

hier handelt es sich um ein Lusthäuschen, das einst hoch über der Strasse auf der Mauer lag und zu dessen Höhe von hinten eine doppelte Treppe in phantastischen Bogen heraufführte. Offenbar ist später das Strassen-niveau höher gelegt worden und das Thürchen ist mit Benutzung der alten Teile einfach mit hinaufgeschoben. Mit Sicherheit behaupten lässt sich das nicht, aber es

ist das Wahrscheinliche. Auch dieses Häuschen muss einen entzückenden Aufenthalt geboten haben, da die breiten doppelten Fenster den Genuss der ganzen schönen Landschaft frei zuliessen. Im Erdgeschoss lag gewiss ein Geräte Keller. Niemand mit einigermaßen empfänglichen Sinnen wird sich der Anmut einer solchen Anlage verschliessen können, und trotzdem wird man immer wieder zugeben müssen, dass diese Anmut ohne jede schmückende Zuthat, wie Ornament u. dergl., erreicht wurde, sondern stets die Anlage als Ganzes und ihre Macht, unsere Gemütsstimmung suggestiv zu beeinflussen, ihren Schönheitszauber ausmacht.

Mögen hier noch eine Reihe von schönen alten Gartenhäusern folgen, wie ich sie mir mit meinem Kodak auf meinen Wanderungen gesammelt habe. Die Gegenbeispiele dazu möge man sich selbst in seiner nächsten Nachbarschaft suchen. Niemand wird dazu weit gehen müssen.

Auf Abb. 17 liegen zwei Anlagen übereinander. Die obere ist sehr alt, sie soll aus dem Mittelalter stammen. Ihre heutigen Formen weisen auf das Ende des 17. oder den Beginn des 18. Jahrhunderts hin. Das untere ist neueren Datums und mag von Anfang des 19. Jahrhunderts stammen. Abb. 18 ist der Pavillon eines Aussichtspunktes in einem Stadtgarten neueren Datums und mag so um die Wende des 18. und 19. Jahrhunderts angelegt sein. Er ist mir ein ganz besonders liebes

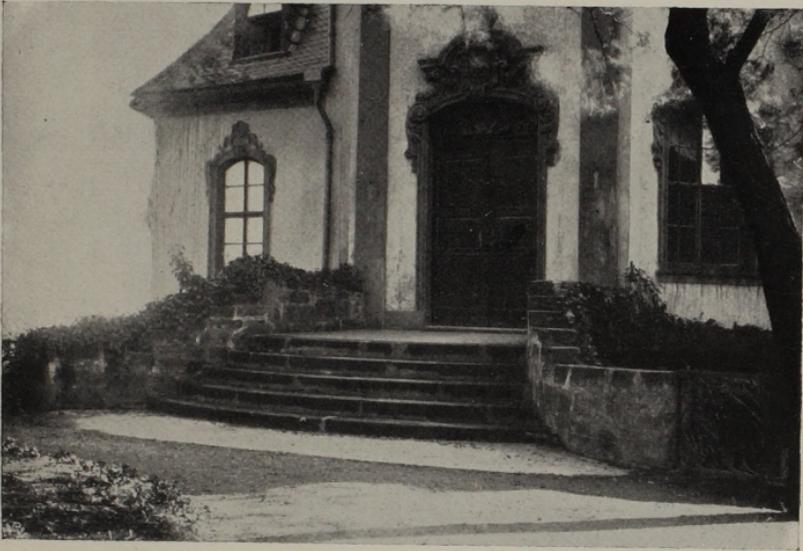


Abbildung 23

Exemplar, weil sein einfacher und würdiger Sinn sich in hohem Grade in seinem Aeusseren ausdrückt. Man wollte hier nicht einen Ort zurückgezogener Beschaulichkeit, wie es bei den vorher gezeigten Beispielen der Fall war, sondern im Gegenteil eine Stätte der Geselligkeit schaffen, wie sie dem Mittelpunkte eines kleinstädtischen Parkes gemäss ist. Demnach baute man sinn- und folgerichtig: einen geräumigen Parterreraum, in den man sich bei Hitze oder Regen unmittelbar aus dem Garten zurückziehen, dort Erfrischungen nehmen und Toilettenräume finden konnte; eine Treppe führt zu

einem geräumigen Saal, dessen Kuppeldecke der Dachform folgt, der grösseren geselligen Vereinigungen dienen konnte. Die Grösse dieses Raumes ist bedeutender, als man der Photographie der Aussenansicht anzusehen vermag, und die Raumwirkung vermöge der hohen Kuppel eine ausgezeichnete. Ein geräumiger Balkon mit sehr einfachem, aber anmutigem Holzgitter deckt die Eingangshalle. Leider ist das ganze Gebäude nicht mehr so solid ausgeführt, wie es in noch früheren Zeiten geschehen wäre. Dem erfindenden Kopf schwebte etwas Ausgezeichnetes vor, aber das ausführende Handwerk war schon von seinen alten Traditionen abgegangen und legte den Grundstein zu all dem modernen Imitations- und Schwindelwerk, wie es heut derart das Selbstverständliche geworden ist, dass es gar niemand mehr als eine Schande bemerkt und man Bücher darüber schreiben muss, um auf so etwas doch eigentlich Selbstverständliches hinzuweisen. Der Abb. 18 kann man die schlechte Ausführung nicht ansehen; den Geist, der aus der Anlage spricht, verehere man als den Geist der Wahrheit.

Der auf Abb. 19 abgebildete Bau trägt nicht das Odium des verkommenen Handwerks an sich. Er wie die folgenden 3 Bilder stammen aus einem alten Park, der einer der herrlichsten Vorbilder für Gartenanlagen ist, die mir je bekannt geworden, obgleich ich die bekannten Gärten des In- und Auslandes fast alle gesehen habe. Aber ihn traf das Schicksal alles Schönen: eine

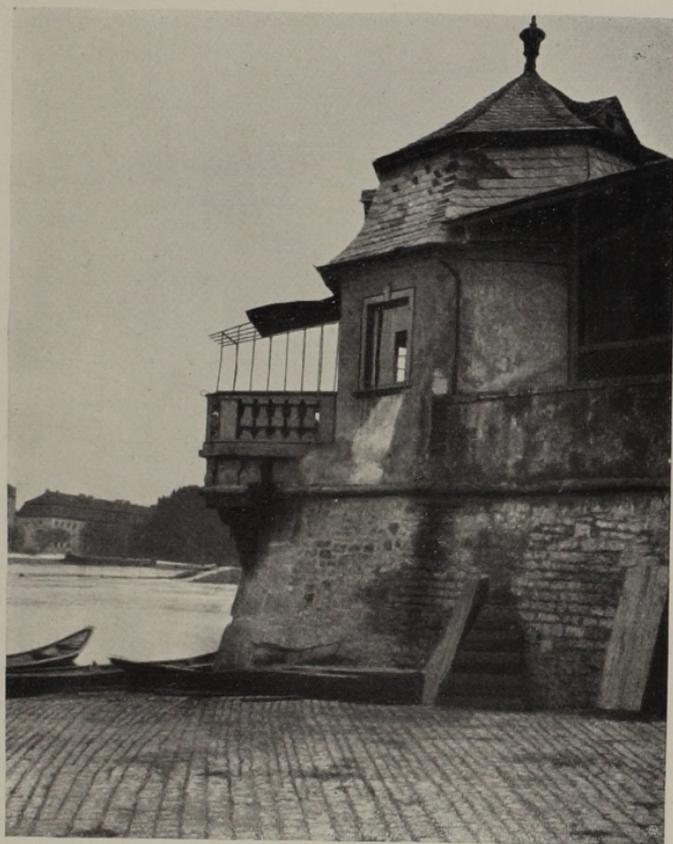


Abbildung 24

Fabrikanlage zerstörte unbarmherzig einen Teil, und nun wurde das Ganze einem Stift verkauft, von dessen Gesinnung es abhängen wird, ob dieses köstliche Kunst-

werk ganz dem Ruin oder der „Verschönerung und Modernisierung“, was dasselbe sagen will, anheimfallen wird oder ob es der Nachwelt als ausserordentliches Kunstwerk aufbewahrt bleibt, wie es bei Werken des Pinsels oder des Meissels heute selbstverständlich geworden ist. Sind denn solche Kulturdenkmäler von geringerem Werte für die Nachwelt? Ganz sicher: zu so hoher menschenbildender Schöpferkraft, wie es die grossen Meisterwerke der Malerei und der Plastik zeigen, kann es eine Gartenanlage schwer bringen. Aber ist sie weniger notwendig im Rahmen des Ganzen? Und wie geht man mit ihr um? Es hat etwas Tragikomisches, zu sehen, wie die Menschheit immer die Kunstwerke der jüngeren Vergangenheit vernichtet, um dann die der älteren Vergangenheit mit den grössten Mühen und Scharfsinn wieder aufzuscharren und zu rekonstruieren. Und dabei sind uns die uns näherliegenden Kunstwerke des späten Nordens wichtiger als die antiken Gärten des alten Rom und Pompeji.

In einer grossen Stadt Süddeutschlands ist jüngst ein wundervoller alter Park demoliert worden, daneben aber ist ein neuer Stadtpark nach üblichem Muster angepflanzt, offenbar das Ganze nur, weil es sich auf dem Reissbrette so ergab.

Nach diesem System werden heute alle Anlagen gemacht. Wenn man Bebauungspläne eines Terrains anfertigt, dann wird zuerst alles von vorhandenen Anlagen:



Abbildung 25

Gärten, Bäume, Alleen, rasiert und dann das Reissbrettprodukt auf das arme Terrain gepresst, das dann nun von neuem bepflanzt wird, nur auf ungeschicktere Art, mit jungen Gewächsen, die erst die nächste Generation als erwachsene Bäume besitzen wird.

Zurück zu unseren Abbildungen. Auf mächtig hohen Terrassenmauern, die steil in die Wellen des Stromes abfallen, zieht sich in der Ausdehnung von fast einem Kilometer der Garten hin. Hinter der höchsten Terrasse, die den fürstlichen Haushalt seines Erbauers gleichsam offiziell repräsentieren sollte, steigt man viele Stufen hinab zu einer unteren Terrasse, die gleichsam mehr dem Privatgebrauche dient. Drei Wege gliedern diese. Der eine zieht sich hart am Rande der Mauer nach dem Flusse zu hin, die hier nur auf Sitzhöhe den Garten

überragt. Niedriges Spalierobst fasst ihn ein. Der andere Weg geht auf der anderen Seite des langgestreckten Gartens, der an die Felsen der Anhöhe ansteigt, und führt dort an Grotten, Brunnen und den Felsenkanälen einer Fischzucht vorüber. Der dritte Weg geht in der Mitte zwischen beiden und schafft so zwei breite geschlossene Rasenflächen, die in früheren Zeiten sicher mit niederen Buchsbaumhecken sauber eingefasst waren. In Abb. 19 sind wir auf diesem Wege dicht vor einer niederen Treppe, die mit feinem Sinn die schiefe Ebene in zwei horizontale Niveaus auflöst. Mitten im Wege liegt ein Pavillon, den der Weg durchschneidet, sodass bei offenen Thüren dem Auge die Freude der langen und einfach definierbaren Perspektive bereitet wird. Heute hat man scheinbar vergessen, welche Freude eine solche lange Perspektive ist, und vernichtet durch beständige charakterlose rundliche Linien jeden planmässigen Blick, was scheinbar „natürlich“ aussehen soll. Ueber den Denkfehler, der hier zu Grunde liegt, muss ich später bei Anlage der Gärten ausführlicher sprechen, um die Verkehrtheit auf dem Wege des diskursiven Denkens zu beweisen, die man, wenn die Menschheit mit ihren Augen noch „schauen“ könnte, viel einfacher durch prüfendes Anschauen erkennen könnte.

Die zuerst genannte obere Terrasse verbindet mit dieser unteren Terrasse das Gartenhäuschen auf Abb. 20 in der Weise, dass das Zimmer, das hier im ersten



Abbildung 26

Stock zu liegen scheint, auf der Höhe der oberen Terrasse liegt und man von ihr aus ebenerdig in dasselbe hineinschreitet. Diese Anlage, die das Ganze so herrlich gliedert und die trauesten Orte schafft, war natürlich nicht von vornherein da, sondern wurde erst durch grosse Kunst geschaffen, indem eben wieder die ursprüngliche schiefe Ebene durch diese Bauten in horizontale Terrassen zerlegt wurde. Der Geist des Widerspruchs wird hier sofort wieder seine Stimme erheben und sagen: das ist aber sehr teuer. Gewiss ist das sehr

teuer. Grossartige fürstliche Parks sind aber auch heut noch nicht billig geworden, nur versteht man das Geld heut nicht mehr für die Hauptsachen zu verwenden, sondern verquackelt es in lauter Verzierungen, die zwar nicht zieren, aber auch nicht gestalten. Und mit dem Gestalten fängt jedes Werk an. Heut fängt man mit dem Verzieren an.

Die obere Terrasse wird wieder durch zwei Gartenhäuser flankiert, das rechte auf Abb. 20, das hier von unten gesehen, und das linke auf Abb. 21, das hier von oben gesehen ist. Wie entzückend ist dieses Eckchen, von dessen Balustrade man weit über den Fluss in das Land schaut, was man sogar in der Photographie ahnen kann. Und wie einfach dabei ist die Gestaltung von allem: man besehe die einfache Thür ohne Ornament und Gekröse, die schlichten Stufen, die schlichte Bank und das Spalierwerk, an dem sich das Grün emporrankt. Und ich betone es: es war ein reicher fürstlicher Haushalt, der das alles schuf. Man sehe sich dagegen mal all die „Motive“ an, mit denen der Besitzer einer Villa zu 30 000 Mk. seine Bauten bedeckt!

Das Haus auf Abb. 22 liegt auf einer noch höhern Terrasse, die etwas zurücktritt. Auch an ihm möge man lernen, wie man anmutige und freundliche Gartenbauten schafft. Den vornehmen Mann erkennt man an seinem einfachen Kleide, das aber aus dem besten Stoff ist. Dieser Würde der Erscheinung wolle man nachstreben,

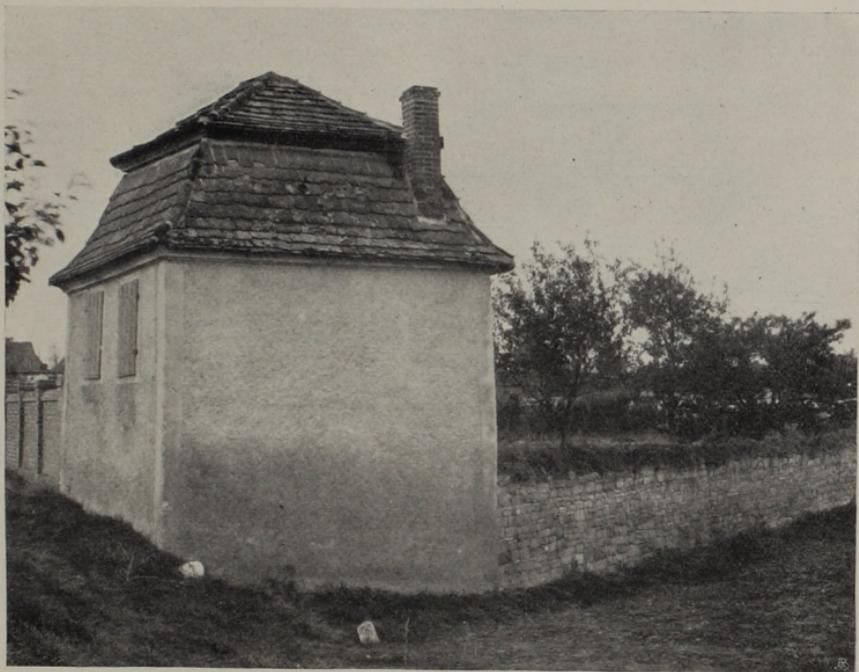


Abbildung 27

sie nicht durch unnütze Zuthaten noch übertrumpfen. Abb. 23 zeigt eine etwas reichere Gestaltung eines fürstlichen Pavillons. Aber auch ohne die Portaleinfassung würde das Ganze das Wesentliche, seine Anmut behalten.

Abb. 24 zeigt einen Pavillon, wie er sich in einem städtischen Garten dicht am Flusse auf den schützenden Untermauern, die den Garten erst geschaffen, erhebt.

Hier erklärt der blosse Anblick alles und leicht wird man wahrnehmen, dass das dünne Lattengebälk, das sich von rechts an das Dach ansetzt, eine Zuthat einer ahnungslosen neuern Zeit ist und nicht im ursprünglichen Plan enthalten gewesen ist.

Eine ganz, ganz feine Anlage zeigen Abb. 25 und 26. Hier ist eine Zartheit des Empfindens und des Gestaltens, die manchen vielleicht über das kleine Bild hinwegsehen lässt, ohne dass er den heimlichen Zauber, der von ihm ausgeht, recht bemerkte. Das Ganze ist zu einfach, und wenn man es bemerkt, so lenkt man seine Aufmerksamkeit vielleicht allein auf den kleinen Giebel, der die Grotte an der Laube bekrönt. So reizend diese auch ist, so ist doch mit ihr die Anlage nicht geschaffen, deren Schönheit besonders in den so wohl abgewogenen Proportionen der Dach- und Wandflächen beruht. Und gerade diese Proportionen, diese Raumverteilung bringen auf uns den Eindruck von ausserordentlicher Anmut und Zartheit des Empfindens hervor. Obwohl diese Anlage dem Garten eines fürstlichen Jagdschlusses entnommen ist, zeigt sie doch nicht das Gepräge, das man heute mit „herrschaftlichem Garten“ bezeichnet, sondern sie hat eher etwas Verwandtschaft mit dem, was man unter Bauerngarten versteht. Aber gerade diese ganz feine stille Anmut ist es ja, die sie anziehend macht. Ueber die Begriffe Park, Garten, Gärtchen und ihre Berechtigung reden wir noch später bei anderer Gelegenheit ausführlicher.



Abbildung 28

Zuvor noch einige Bilder von Gartenhäuschen der einfachsten Art: schlichte Gerätehäuser, die vielleicht noch ein kleines Zimmer enthalten, weniger zu geselligen Zwecken als wohl zum Aufenthaltsort eines Gärtners, Wächters u. dgl. Diese Häuschen müssen in früherer Zeit in grosser Zahl existiert haben. Sie standen zumeist auf der Mauer, auch wohl auf einer Ecke derselben (siehe Abb. 27, 28, 29) und erfüllten nicht nur ihren praktischen Zweck, sondern gaben auch dem Beschauer innerhalb

oder ausserhalb des Gartens einen höchst anmutigen Eindruck mit. Ihre Form ist so ungesucht und ergab sich derartig aus dem schlichten Erfüllen der sachlichen Forderungen, dass man sich nicht vorstellen kann, wie sie anders aussehen sollten. Vier schlichte Wände, ein ebenso schlichtes Ziegeldach, das gewöhnlich pyramidenförmig war und nur dort, wo man einen höheren Bodenraum wünschte, die Form des gebrochenen Doppeldaches annahm. Man kann sich nichts Einfacheres denken, und doch wird jeder für Formensprache Empfängliche sich dem grossen Reize einer solchen Anlage nicht entziehen können. Abb. 29 ist etwas ruinös. Ich kann nicht finden, dass diese Zerstörung den guten Eindruck erhöht, sondern bin im Gegenteil sicher, dass ein wohl-erhaltenes Aeussere und die Umgebung eines gepflegten Gartens den Gesamteindruck nur noch steigern würden.

Abb. 30 ist Gerätehaus und Schuppen eines sehr grossen Küchengartens (s. auch Abb.169). Was man heute dem Anblick sorgfältig entziehen würde, oder wenn man da, wo das nicht möglich, den Bau durch einen nicht hingehörenden Aufputz zu „verschönern“ suchen und so seinen Zweck verschleiern würde, das haben frühere Zeiten einfach gestaltet und siehe da, es wurde ganz allein ein Schmuck. Auch hier spricht die Abbildung fast allein für sich. Wer wäre wohl so Barbar, dass er sich dem seltsamen Zauber dieses schlichten Häus-



Abbildung 29

chens im Grün mit seinem gebogenen Dach, das so rätselhaft herüberblickt, entziehen könnte.

Hier ist der Ort, noch das Bild eines grossen Treibhauses einzufügen (Abb. 31), das durch den einzigen Schmuck einer monumentalen Voute sein charaktervolles Aeussere erhält.

Eines der traurigsten, leider aber auch charakteristischsten Beispiele für Ersatz von guter alter Garten-

architektur durch Neues zeigen Abb. 32 u. 33. Abb. 32 ist die Front einer Orangerie im Park eines alten Gutes. Es ist mit Worten schwer zu beschreiben, was für ein eigentümlicher Zauber von diesem Orte ausgeht. Ist es nicht, als ob er aus einer Stormschen Novelle genommen wäre? — Ueber dem Dache bemerkt man ein absurdes Zackenwerk, das wie ein flach liegendes Zahnrad aussieht. Wenn man um den Bau herumgeht, um zu untersuchen, was für ein Unfug da hinten sein Wesen treibt, so entdeckt man, was Abb. 33 zeigt. Man hat die Schandthat begangen, die gewiss einst wundervolle Rückseite, wie sie dem Teiche zu gewiss mit Terrassen ausgebildet war, abzureissen und durch eine kindische Spielerei mit „märkischer Backsteingotik“ zu ersetzen. Leider zeigt die Photographie, die auch das Hässlichste immer gleich in eine gewisse Bildwirkung setzt, noch nicht genügend die lebensgrosse Scheusslichkeit der neuen Anlage.

Eine besondere Spezies unter den Gartenhäusern bilden die Weinberghäuser, die in Weingegenden in den Rebgärten überall zu finden sind. An sich folgen sie den Formen der übrigen Gartenhäuser, soweit sie sich mit dem hier geforderten Zweck decken: Unterschlupf für den Winzer und die Besitzer des Weinbergs zu bieten. Gerade in den Winzerhäuschen haben sich die Formen von den schlichsten Nützlichkeitsformen bis zur originellsten Phantastik entwickelt.

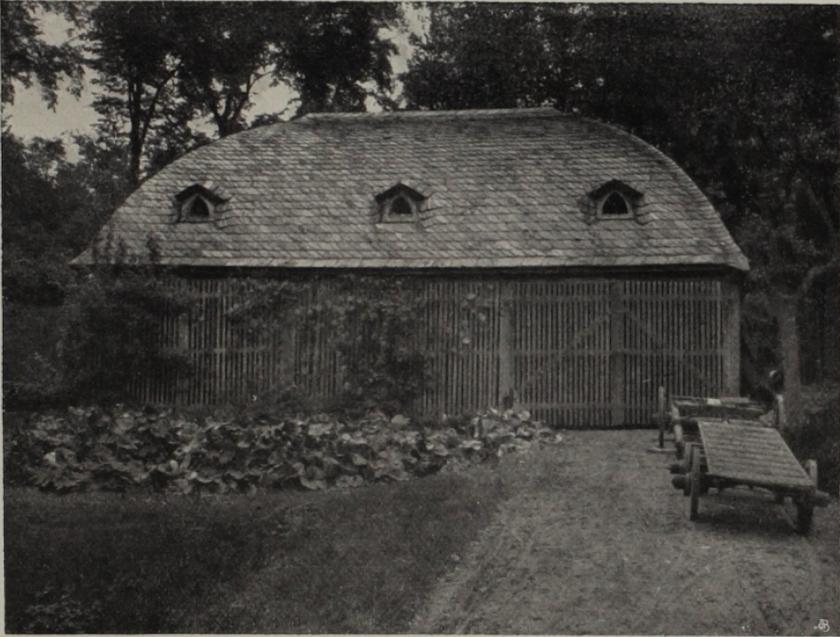


Abbildung 30

Abb. 34 zeigt die alte Form, wie sie wohl zu Ende des 17. und zu Beginn des 18. Jahrhunderts in den Weinbergen des noch nicht reich gewordenen Bürgers die übliche war. Sie ist uns in diesem Buche keine neue mehr, wir finden sie auf 27—29 wieder, nur ist die Art ihrer Lagerung eine andere. Die Weinberge werden selten ringsum von Mauern eingeschlossen, sondern schützen sich durch ihre Lage am Abhang von selbst, so dass meist nur unten am Fusse eine freie Mauer zu

finden ist. Je nach Geschmack des Besitzers oder auch nach Art des Zugangs entstehen diese Häuschen ganz oben auf der höchsten Höhe des Abhanges und ragen von dort weit ins Land, oder sie schmiegen sich unten an den Fuss des Berges. Ich habe mit grosser Liebe die Bilder der verschiedenen Typen gesammelt und führe eine Reihe hier vor, manchmal auch zusammen mit dem, was an ihrer Stelle heut entstanden ist oder entsteht. Gibt es denn nun keine Macht der Erde, die den Leuten die Erkenntnis zurückgibt, dass sie an einer Anlage, wie sie etwa Abb. 36 zeigt, nach Lage, Wahl des Ortes, Gestaltung des Terrains und Errichtung des Hauses einen kleinen heimlichen köstlichen Schatz besitzen, den man hüten und pflegen sollte, wie etwas Liebes, und dass man eine grenzenlose Thorheit begeht, wenn man ihn abreisst und eine Schweizerhausphantasie, einen gräulichen Kasten wie Abb. 37 einpflanzt? Zum zehnten Male sei es wiederholt: diese nüchternen, langweiligen Bauereien, denen man das Unbehagen schon von weitem ansieht, sie sind nicht allein unbehaglicher, sie sind auch unzweckmässiger, verständnisloser für Ziel und Sinn, als die alten, und zwar in genau demselben Verhältnis schlechter, als man ihnen die Kopflosigkeit und Verständnislosigkeit der Erbauer für praktische Zwecke schon von aussen ansieht. Es ist nichts als eine schlechte Ausrede, wenn man immer wiederholen hört: ja, aber die neuen Häuser sind doch praktischer.



Abbildung 31

Nein und abermals nein, sie sind weder hygienischer noch praktischer, wenn man das nicht mit seinen Augen sehen kann, denn wir haben unsere Augen dazu mit-

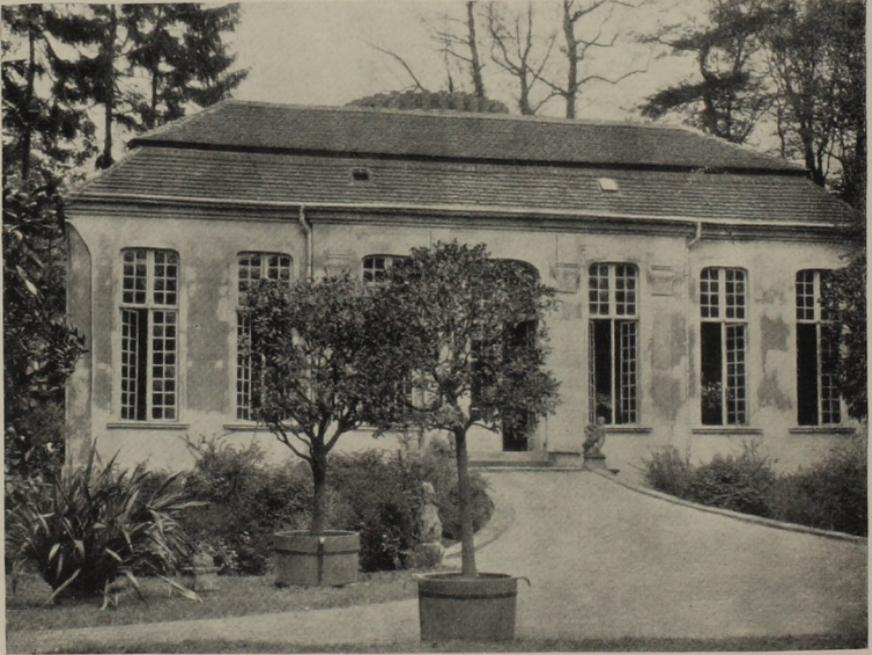


Abbildung 32

bekommen, damit sie mit ihrer Urteilskraft solche Urteile fällen.

Abb. 38 zeigt ein schönes altes Weinberghaus, das durch einen geradezu horribelen Anbau verschändet ist. Abb. 39 ist ein Werk des Klassicismus. Aber es steckte den Leuten von damals noch so viel gutes Traditionsgefühl in den Gliedern, dass auch dieses Werk anmutig geriet. Dieses Sälchen, ringsum von einem verdeckten

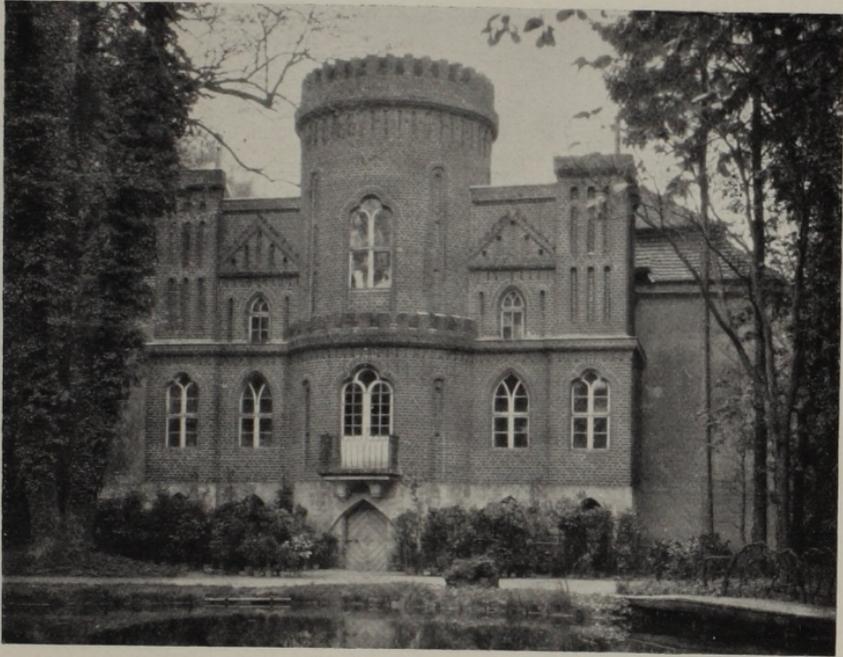


Abbildung 33

Gangmitschlichten Holzsäulen umgeben, ist durchaus keine bloße Attrappe, sondern der Ort reizenden Aufenthalts auf luftiger Höhe. Nur fragt man sich vergebens, warum das Dach unter dem nordischen Klima so flach geraten ist. Hunderte von ähnlichen classicistischen Bauten (siehe unsere Abbildungen) beweisen, dass sich sehr wohl Säulen mit nordischem Dach verbinden lassen, weil nämlich die Säulenreihe oft aus dem freien Balken



Abbildung 34

ganz von selbst entsteht, ohne dass man im mindesten einen Tempel zu imitieren braucht.

Abb. 40 ist ein ziemlich alter Bau, wohl der älteste der ganzen Sammlung der Weinberghäuser. Er zeigt fast noch etwas mittelalterliche Formen, die den Sitten der Zeit entsprechend etwas Wehrhaftes haben. Aber auch bei ihm entspringt alles dem Zweck und Sinn. Der Hauptteil wird durch einen runden turmähnlichen Körper gebildet, der in zwei Etagen eingeteilt ist. Der untere Teil dient offenbar wieder als Gerätehalle, zu der eine kleine Thür vorn führt. Zu dem Obergeschoss führt der Zugang durch den kleinen Anbau, den man hinten vom Berg hang aus ebenerdig betritt, ganz ähnlich wie bei unserm alten Freund auf Nr. 6, 8 und 10, der auch hier wieder und auf 42 hinten vorlugt. Die Gestaltung einer so einfachen Aufgabe, wie sie dieses alte Weinberghaus hat,

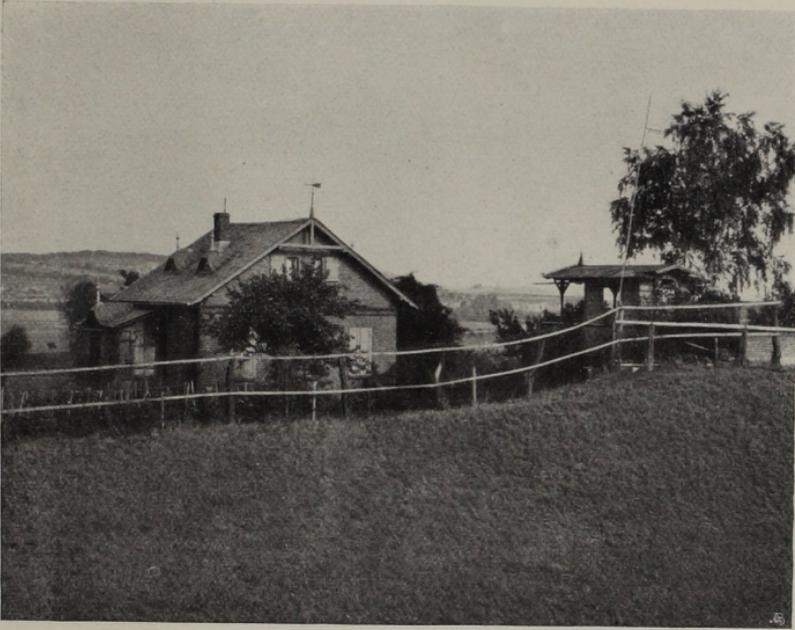


Abbildung 35

ist geradezu erstaunlich, und ich führe es mit Absicht in drei Abbildungen vor, damit man sehe, wie es von jeder Seite, in jeder Ansicht immer wieder ein Ganzes mit seiner Umgebung bildet, wie seine schlichten glatten Mauern, sein so simples Dach und die viereckigen Fenster einen Reichtum von Abwechslung, von Gruppierung und ein Anschmiegen an das Terrain zeigen, das immer neue und interessante Bilder ergibt. Wie ragt es auf Abb. 41 so kräftig als Silhouette heraus, mit dem



Abbildung 36

Schmuck der dunkelroten Spalierblätter. Oder wie duckt es sich von oben gesehen (Abb. 42) zusammen, während die Berglinie es überschneidet.

Abb. 43—46 endlich zeigen noch eine Reihe von kleineren oder grösseren Weinbergshäuschen der beschriebenen Art, die wieder vier verschiedene und neue Typen darstellen. Das reichste davon ist Nr. 46, an

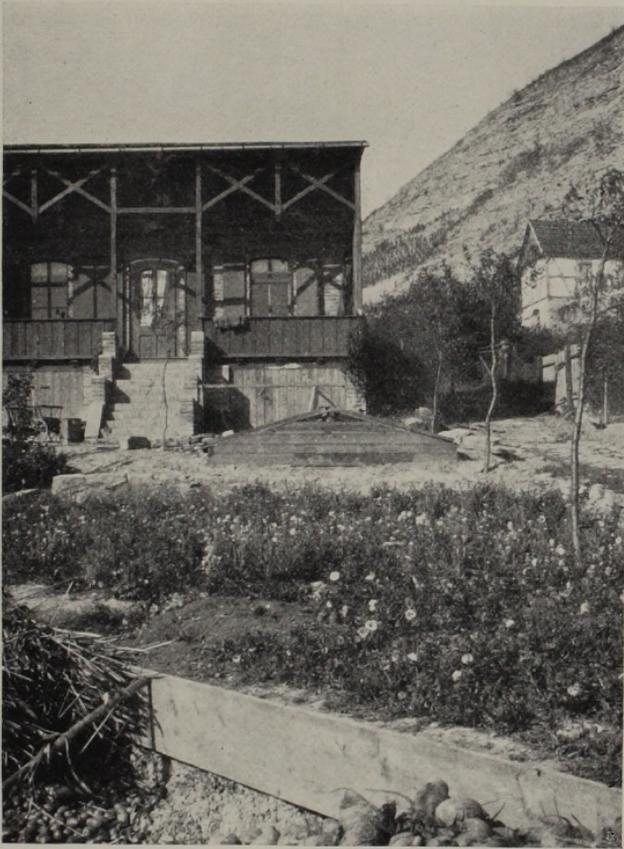


Abbildung 37

das sich eine breite Terrasse mit Balustrade anschliesst.
Wilder Wein hat alles eingesponnen.

Wir haben in dieser Kette die Hauptformen, in denen

bis auf den heutigen Tag das Gartenhaus überhaupt gestaltet worden ist, durchlaufen. Richtig verstanden: unsere Tage haben keine neuen irgendwie wertvollen Formen hinzugefügt, sondern sich damit begnügt, das Erbe zu vertrodeln.

Die zweite Entwicklung zeigt Lauben. Auch hier wieder verwende ich die Methode der Entwicklung an der Hand der Bilder.

Zum Vergleich diene zunächst Abb. 47 und 48. Beide sind der Anlage nach nahezu gleich. Bei beiden eine kleine Villa, an die sich ein Garten anschliesst, dessen Niveau anderthalb Meter über der Strasse liegt und durch eine Futtermauer getragen wird. Bei beiden erhebt sich eine kleine Laube auf der Mauer. Man lasse nun von dem einen zum andern Bilde seine Augen wandern und beobachte den Eindruck. Ganz Ahnungslose werden vielleicht sagen: das linke Bild ist das poetischere, das rechte aber das elegantere. Ich will nun gar nicht die Frage stellen, warum wir dies gefürchtete „poetisch“ im Leben eigentlich so geringschätzen, und will nicht darauf hinweisen, dass im Laufe unserer Betrachtungen sich das „poetischere“ immer als das zweckmässigere herausgestellt hat. Sehe man sich nur einmal die einzelnen Teile an, aus denen die Bauten sich zusammensetzen. Bei dem rechten Bilde ist die Futtermauer glatt und langweilig wie auf dem Reissbrett. Sie wirkt wie eine homogene Fläche, der Be-



Abbildung 38

griff „Mauer“, der „gemauert“ bedeutet, geht ganz verloren dabei. Ein zweites Stück der Mauer besteht aus rotem Backstein mit Sandsteineinfassung, eine der unglücklichsten Farbenzusammenstellungen, welche die Baumeister aufgebracht haben. Backstein ist schön und Sandstein ist auch schön. Aber Genüsse kann man nicht wie Zahlen addieren: Hering mit Schlagsahne ist nicht gleich der Summe von beiden Genüssen. Sie

wirken auf einander und verkehren sich unter Umständen ins Gegenteil.

Im linken Bilde ist eine wirkliche Mauer. Sie ist durchaus nicht etwa ruinös oder baufällig, sondern die Art der Zusammenstellung und die Behandlung der Steine ist eine lebendige, sie bezeugt die Herkunft, sie erzählt vom Mauern, sie bringt uns den Begriff „Mauer“ zur Anschauung. Dass diese lebendige Behandlung des Steins „uneleganter“ sei, vermag niemand zu beweisen, es sei denn, dass er bewiese, dass Langeweile „eleganter“ sei, als frische Thätigkeit. Ich vermag auch nicht einzusehen, dass der Reiche seine Mauern für das Auge langweilig zu machen habe und nur der Unbemittelte aus Mangel zu der „poetischeren“, d. h. belebteren Steinbehandlung greifen müsste.

Auf der glatten Mauer vermögen die Schlinggewächse kaum Halt zu finden, während auf der anderen Abbildung die an sich schon dem Auge angenehmere Mauer sich nun noch aufs lustigste umgrünt. (Bei meiner im Herbst gemachten Aufnahme mehr zu ahnen als zu sehen.)

Man vergleiche dann die beiden Lauben. Auf dem linken Bilde ist die Laube gemäss dem Sinne des Gartenstils aus schlichten viereckigen Hölzern errichtet, denn man muss sich bei dem Bau einer Laube sagen, dass sie sich mit dem Schmucke lebenden Grüns bekleiden wird und dass dieser Schmuck der einer ein-

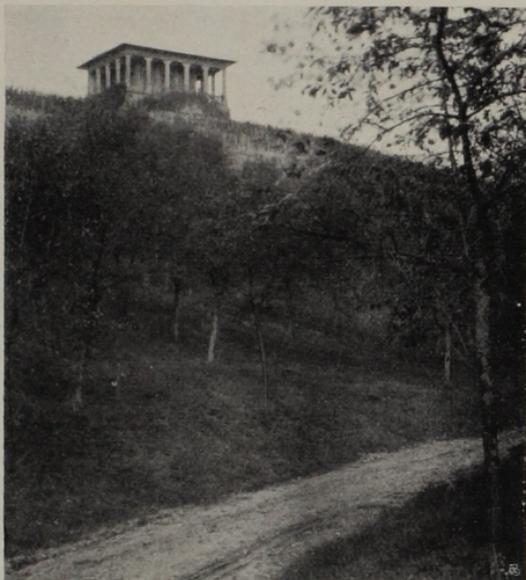


Abbildung 39

fachen Laube gemässe ist, denn sie ist doch wohl kein Palästchen, sondern eben eine Gartenlaube.

Man blicke dann auf das rechte Bild. Die Laube wird hier von wulstigen Säulen getragen, die zwar im höchsten Grade protzen, aber doch in gar keinem Verhältnis stehen zu den Mitteln der ganzen Anlage, nämlich: einem bescheidenen Hause mit Garten. Den Rand des Daches bedecken eine Anzahl peinlicher Zacken, von denen niemand sagen kann, wozu sie dienen und welchem Sinne sie entsprossen sind. Auch hier wende

man endlich wieder das Auge als Gradmesser an und vergleiche den blossen Eindruck. Einen, der nach reiflicher Ueberlegung und Betrachtung das Bewohnen der Haus- und Gartenanlage auf Abb. 48 vorzöge, würden wir bedauern müssen, denn sein Mangel an ästhetischer Bildung brächte ihn in den Verdacht sittlicher Minderwertigkeit, die den falschen Schein mehr als den ehrlichen Ausdruck des Wahrhaftigen liebt.

Die neue Zeit hat auch auf dem Gebiet der Laube keine neuen Typen geschaffen, sondern nur alles Erdenkliche erfunden, was die gute alte Laube verballhornen konnte. Sogar Lauben aus Eisen hat man ersonnen, obgleich doch hier die unmittelbare Berührung des dünnen, frostigen Materials beim Sitzen geradezu abscheulich ist. Hier gilt dasselbe, wie bei dem später über das eiserne Gitter zu Sagenden. Ja, ich glaube, dass das Eisen auch ein viel zu guter Wärmeleiter ist, um bei Hitze und Kälte den Pflanzen selbst angenehm zu sein. Ich denke, es genügt, wenn die Laube die nächsten 100 Jahre hält. Man kann sie übrigens ewig erhalten, wenn man die schadhafte Latten von Zeit zu Zeit auswechselt, was bei Holz weder teuer ist, noch sonderlich Mühe macht, während man, wenn das Eisen verrostet oder gar gebrochen ist, zu einer Reparatur die halbe Laube einreissen muss. Aber auch wo man beim Holz bleibt, sucht man neuerungssüchtig nach Veränderung der guten, überlieferten Formen und findet nur alberne Spielereien.

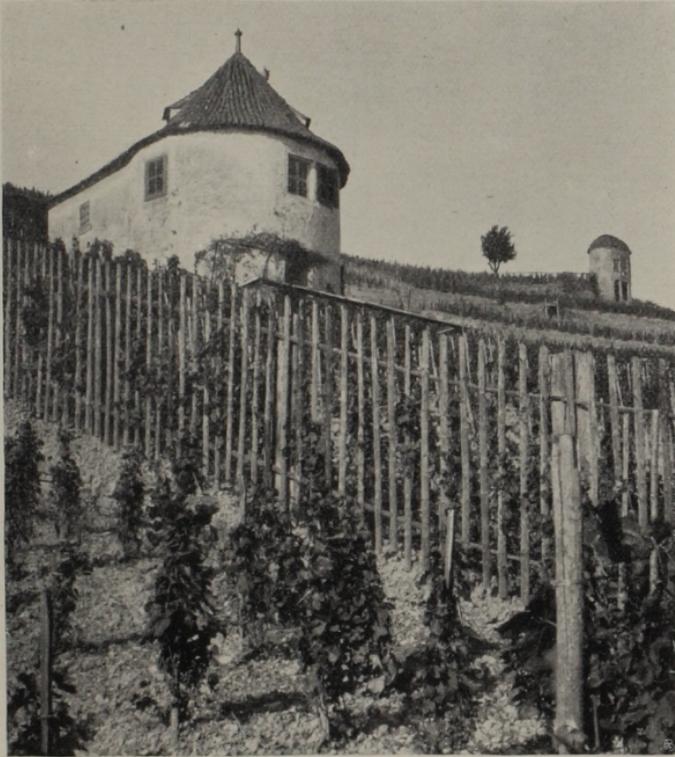


Abbildung 40

Das Vernünftige und sich unmittelbar aus dem Sinn
Ergebende ist doch das einfache Spalierwerk, wie man
es seit altersher anwandte, um das Umklettern und Ein-
spinnen den Pflanzen nach Möglichkeit zu erleichtern.
So lange sich das Kletterwesen der Pflanze nicht ändert,
ist auch darin keine Neuerung nötig, mögen nun zeh-

mal draussen Lokomotiven vorbeifahren und die Elektrizität die Arbeit der Menschen übernehmen. Es ist Begriffsverwirrung, wenn man meint, man müsse nun heute durchaus alles und jedes anders machen, als früher.

Das Spalierwerk, wie es sich (auf keinen besonders alten Anlagen) auf Abb. 49 und 50 zeigt und das mit seinem weissen oder grünen Anstrich aufs angenehmste mit dem Blattwerk harmoniert, ist stets die natürliche Wandung der Laube gewesen und wird es bleiben. Es ist kaum nötig zu untersuchen, ob die Heiterkeit, die aus dem lustigen Gitterwerk, das in seinen klaren Horizontal- und Vertikallinien sich so einfach dem Auge definiert, mehr den Associationswerten, die es uns mit dem Garten verbinden, oder mehr den klaren, schlichten Formen selbst entspringt.

Auch die Laube durchläuft alle Stadien vom schlichtesten Plätzchen bis zum vornehmen Pavillon des fürstlichen Gartens, und die Lösungen, die die gefestigte Kultur dafür fand, sind überall gleich schön.

Reizend ist auf Abb. 51 die kleine Laube auf die Mauer aufgesetzt. Das Holzwerk ist derartig schlicht und simpel, dass man kaum noch von künstlerischer Lösung sprechen kann: das Fehlen von allem Störenden ist hier das Wertvolle, das uns von heute eben als ein ganz besonderer Vorzug erscheint. Sehr geschickt dagegen ist der Ort gewählt und die Verbindung mit der Mauer.



Abbildung 41

Abb. 52 ist eine überdachte Laube, die auf einem Vorsprung des Gartens, der sich auf alten Festungsmauern aufbaut, gesetzt ist und dadurch einen (auf dem Bilde nicht erkennbaren) weiten Blick über Stadt und Fluss bietet. Aeltere Zeiten wussten diese Orte immer fein aufzufinden, an denen man so recht behaglich sass und der Blick träumend in die Ferne schweifen konnte.

Mitten im Buschdickicht liegt der Pavillon des Bildes 53. Wie reizend wirkt auch hier die Perspektive des Holzwerks, wie geschickt sind die grossen Augen angebracht, durch die man die Wege hinab sieht. Obgleich hier der Eindruck nirgends Zweifel aufkommen lässt, dass es sich um einen sehr vornehmen Garten handelt, liegt dieser Eindruck des Reichen nirgends in Schmuckmotiven, sondern lediglich in einer gewissen Grossartigkeit der Anlage.

Aehnlich auf Abb. 54 und 55. Auf ersterer liegt der Pavillon hart am Rande einer niedrigen Terrasse, und zwar auf der Ecke derselben, so dass der Blick frei schweifen kann; auf dem anderen Bilde liegt er auf einem weiten mit Bäumen besetzten Plane, dessen natürlichen Mittelpunkt er bildet.

Es gibt eine alte Stadt in Deutschland, die die herrlichsten Gärten des Landes hat, eine Gartenstadt im breiten Flussthal, und es gibt keine Gartenaufgabe, die dort nicht ihre vollendetste Lösung gefunden hätte. Noch liegt ein grosser Teil dieses Schatzes allen sichtbar da. Aber niemand scheint es zu bemerken, denn niemand lernt davon. Auch hier entstehen nur noch jene traurigen Karikaturen, bei deren Anblick man sich so unglücklich fühlt und denen gegenüber man die Lebensfreude vergisst; jeder private und jeder öffentliche Garten ist ein neues Gegenbeispiel, das man lebensgross neben die herrliche alte Kultur pflanzt.

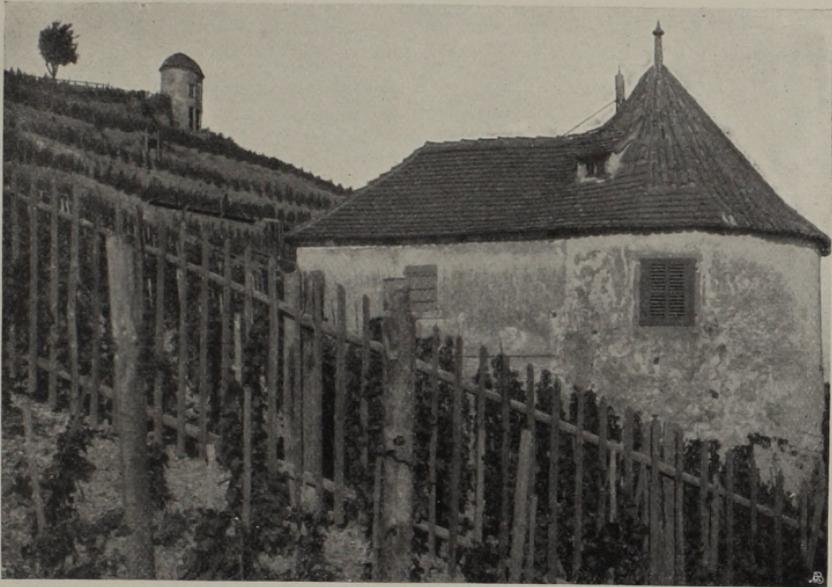


Abbildung 42

In der Nähe dieser Stadt, in der sich eine alte Universität und bedeutende Kliniken befinden, ging ich einmal spazieren. Ich stieg über Höhen und Felder und gelangte, indem ich querfeldein ging, plötzlich in ein mit Wegen angelegtes Gelände, das einen seltsam beklemmenden Eindruck machte. Ich konnte nicht sagen, was es war, aber die Wegführung, die dem Gelände so zuwiderlief, und besonders allerhand krause Anlagen hatten geradezu etwas Beängstigendes. Steinhäufen am Wege, die nicht Kinderhände gehäuft haben konnten,

zeugten von einer seltsam nervösen Wühlarbeit, am grausigsten aber war eine Art Pavillon, der auf einem ebenen Terrain sich erhob: es war, als trüge er Spuren des Irrsinns an sich. Plötzlich fiel mir ein: sollte ich unachtsamer Weise in den Garten der Provinz-Irrenanstalt geraten sein? Der Garten war ganz einsam, vielleicht war es die Speisestunde der Kranken? Und sollten all diese Zerrbilder die Arbeiten sein, mit denen man die Unglücklichen beschäftigt, um sie an den Aufenthalt im Freien zu fesseln? Um mir Gewissheit zu verschaffen, fragte ich einen alten Arbeiter, dem ich endlich begegnete und der sicher kein Kranker sein konnte, wo ich mich befände. Mein Erstaunen war nicht gering, als ich hörte, dass dies die neuangelegten städtischen Anlagen seien, die um die Mittagsstunde so menschenleer seien.

Damit man sehe, dass ich keinen Scherz treibe, habe ich Einiges aus diesem Park photographiert. Leider gibt ja jede Photographie und zumal meine schwerlich ganz einwandfreie Amateurphotographie den Eindruck der Wirklichkeit nicht ganz vollkommen wieder, vor allem, dem in den begrenzten Raum gebrachten Objekt wird geschmeichelt und das kleine gedruckte Bildchen sieht oft netter aus, als es der Gegenstand verdient. Man muss also, um die Lehre aus der Betrachtung der Bilder zu ziehen, scharf beobachten, auf was es bei ihnen ankommt, und die Phantasie muss ergänzen oder



Abbildung 43

abziehen, was auf der Photographie nicht zum Ausdruck kommt oder durch die bildmässige Darstellung besticht. Dies im Bewusstsein betrachte man etwa Abb. 57, auf der grosse Steinmengen nach einem System geschichtet zu sehen sind, das als hochgradig kindisch erscheinen muss, besonders wenn es sich um Arbeiten handelt, die so viel Material und Arbeitskraft voraussetzen. Rechts und links vom Wege sind solche Denkmale errichtet, indem bald flache Steine flach gehäuft, bald auf die hohe Kante

gesetzt sind, so dass sie beim geringsten Anlass herabzurollen drohen. Frage ich mich im vollsten Ernste, zu welchem Zwecke man diese Trümmerhaufen hier errichtet, so gelingt mir nur eine Erklärung zu finden: die, dass man beabsichtigte, durch „künstliche Ruinen“ „poetische“ Wirkungen zu erzielen. Ueber den Wert von künstlichen Ruinen mag man geteilter Meinung sein; immerhin muss man es solchen, wie sie im 18. Jahrhundert entstanden, lassen, dass es festgefügte Bauten waren, die immerhin den wirklichen Ruinen gleichsahen und die erkennen lassen wollten, dass hier eine feine architektonische Anlage zerstört sei. Die Anlage an sich war gut, die künstliche Zerstörung wäre wohl nicht nötig, wenn sie auch oft in alten Beispielen mit viel Geschmack und anmutig-sentimental ausgeführt war. (Abb. 58.) Die Menschen von heute aber sind mit ihren ästhetischen Urteilen so tief heruntergekommen, dass sie gar nicht mehr sehen, ob gut oder schlecht kopiert ist; denn hier bei unserem Beispiel 57 muss man es wirklich dazu schreiben, dass es sich um künstliche Ruinen handeln soll. Kein halbwegs verständiger Mensch wird, wenn er an ihnen vorübergeht, auch nur eine Sekunde lang in den Bannkreis einer poetischen Vorstellung geraten, hier etwa an den Trümmern eines verfallenen Thores vorüberzugehen, sondern der Eindruck ist lediglich der von gesetzlos zusammengehäuften Steinen, denen jeder erfindliche Zweck mangelt: die Gefühlswerte, die

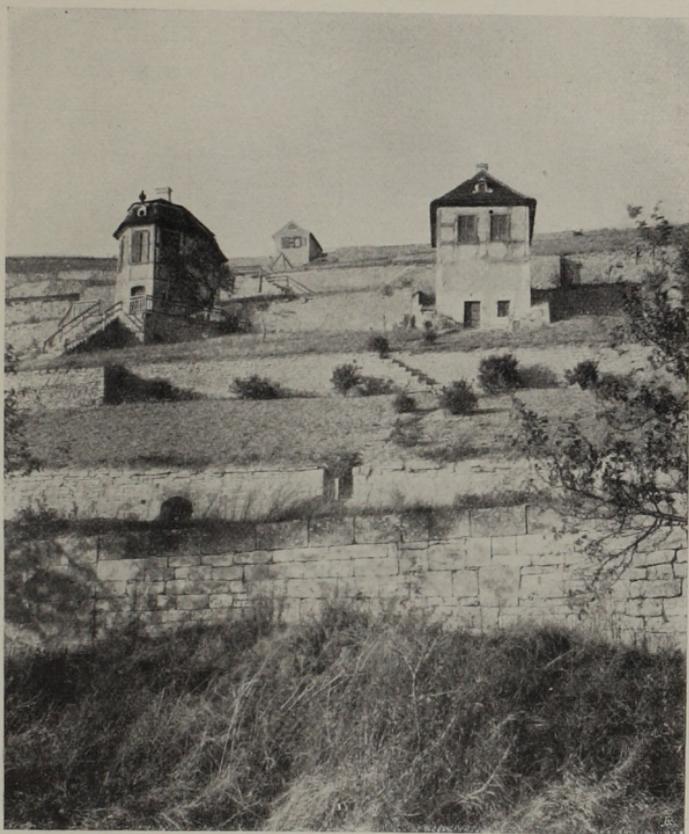


Abbildung 44

ihnen gegenüber aufsteigen, sind die banger Ratlosigkeit.

Stellt man sich daneben gleich vor, was man bei vernünftiger Verwendung der hier vergeudeten

Menschenkräfte und Materialien hätte schaffen können, so überkommt einen erst recht der Unmut. Dem Gelände fehlt jede Gliederung. Ich sprach schon des öfteren davon, dass die natürliche Gliederung eines unebenen Terrains zu Gartenzwecken immer die Terrassenanlage ist, die die schiefe Ebene scheidet in eine horizontale Ebene, wie sie der menschliche Fuss benutzen kann, und eine steile vertikale Fläche, die eine hohe Brüstung schafft, von der man den Blick weit schweifen lässt.

Abb. 56 zeigt ein Beispiel, wie in einem Bauerngärtchen die schiefe Ebene durch eine Futtermauer, in die eine Treppe einschneidet, zerlegt wird in zwei Terrassen. Beispiel 56 und 57 passen insofern gut zusammen, als die Summen der Steinarbeiten sich ungefähr entsprechen. Was mit beiden erreicht ist, wird jedem Sehenden vor den Bildern klar.

Abb. 60 zeigt den abstrusen Gartenbau, von dem ich oben erzählte.

Es kann einem wirklich angst davor werden, besonders wenn man ihn mit der selbstsicheren Würde eines Pavillons aus alter Zeit vergleicht, wie Abb. 59. Wem das einfache Augenurteil nicht genügt, der zerlege sich das Gebäu rein verstandesgemäss. Zunächst mache er sich den Unsinn klar, den es bedeutet, wenn man Naturholzformen mit architektonischen Formen zusammenwürfelt. Die architektonische Form bedeutet die

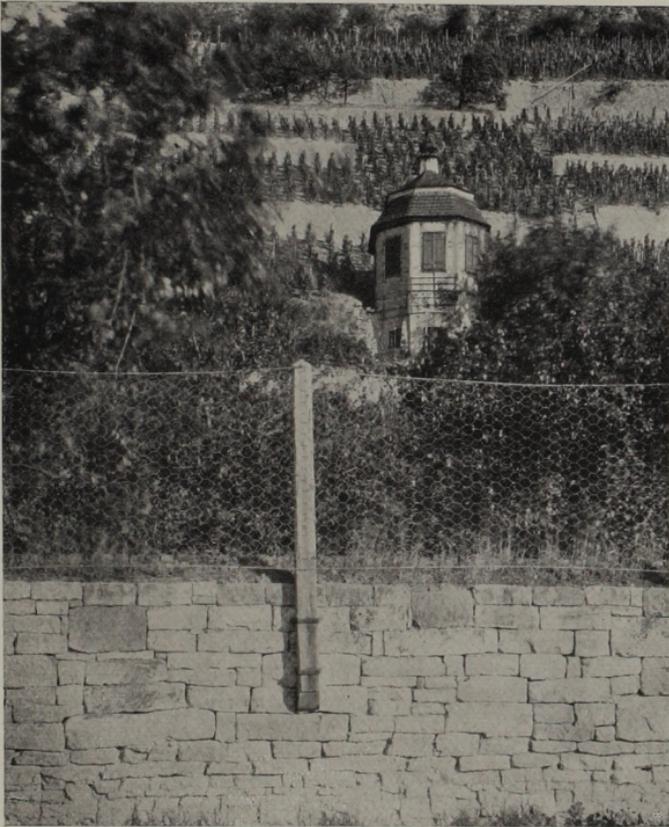


Abbildung 45

Herrschaft des Menschengestes über das Material. Er bemächtigt sich des Materiales und schafft in ihm neue Formen, die nur dem Menschen eigentümlich sind und die seinem geistigen Walten symbolischen Ausdruck ver-

leihen. Eine Naturform ist an sich ebenfalls eine schöne Form, nur drückt sie etwas ganz anderes aus. Ein gebogener Baumstamm bringt eben den Sinn „Baum“ zum Ausdruck, der etwas ganz anderes bedeutet, als „Haus“ oder „Säule“. Verwendet der Farmer in seinem Blockhaus unbehauene Stämme, so thut er's aus Not, nicht weil er damit kokettieren möchte. Er sucht sich auch immer nach Möglichkeit die Stämme heraus, die schon unbehauen den Dienst von behauenen Stämmen verrichten können: die geradesten, architektonischen Formen ähnlichsten. Hier aber in unserm Beispiele sind mit koketter Absicht die Formen gewählt, die dem Wesen des Architektonischen widersprechen. Offenbar glaubte man auch hier, „poetisch“ zu werden. Auch über den wahren Wohnsitz der Poesie mag das Augenurteil auf Abb. 59 und Abb. 60 entscheiden. Geht man dann so zergliedernd weiter und fragt sich, was auf Abb. 60 die lange Nase in der Mitte wohl will, was sie bedeuten oder ausdrücken solle, so wird niemand in der Welt darauf eine Antwort wissen. Diese an sich schon so sinnlose Spitze hat auch noch „Dachluken“! Dachluken haben den Zweck, Licht in den Bodenraum zu lassen. Dieser Raum hier wäre nun an sich schon offen und hell, das Schönste aber ist, dass die Luken nur als Attrappen auf das Dach aufgesetzt sind und gar keine Oeffnungen durch das Dach führen. Offenbar soll das auch wieder „poetisch“ wirken. Vor hundert Jahren hätte ein ernst-

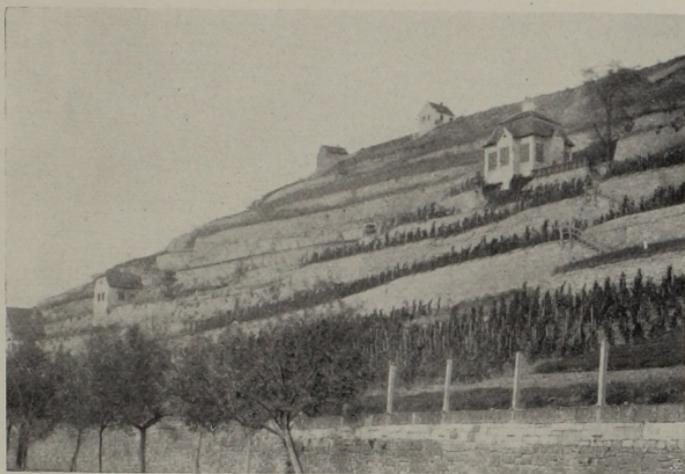


Abbildung 46

hafter Mann ausgelacht werden müssen, wenn er sich solche Mühe hätte geben wollen, ein Werk, das offenkundige Narrheit zur Urheberschaft hat, so mühsam zu zergliedern und zu widerlegen. Ich fühle sehr wohl das Ungeheuerliche einer solchen Augiasarbeit. Und doch — ist sie nicht heute notwendig, da die ganze Welt anfängt, die Erde nach diesem Tollhäuslersystem einzurichten? Man betrachte nur mit wirklich unbefangenen Blick menschliche Thaten, wie auf Abb. 60. Bis hinauf zu den beiden Wetterfahnen, die aus angenagelten Hölzern bestehen, die sich nicht drehen können, ist alles vollständige Narrheit. Und das in einer Stadt, in der noch Dutzende und Dutzende solcher Garten-

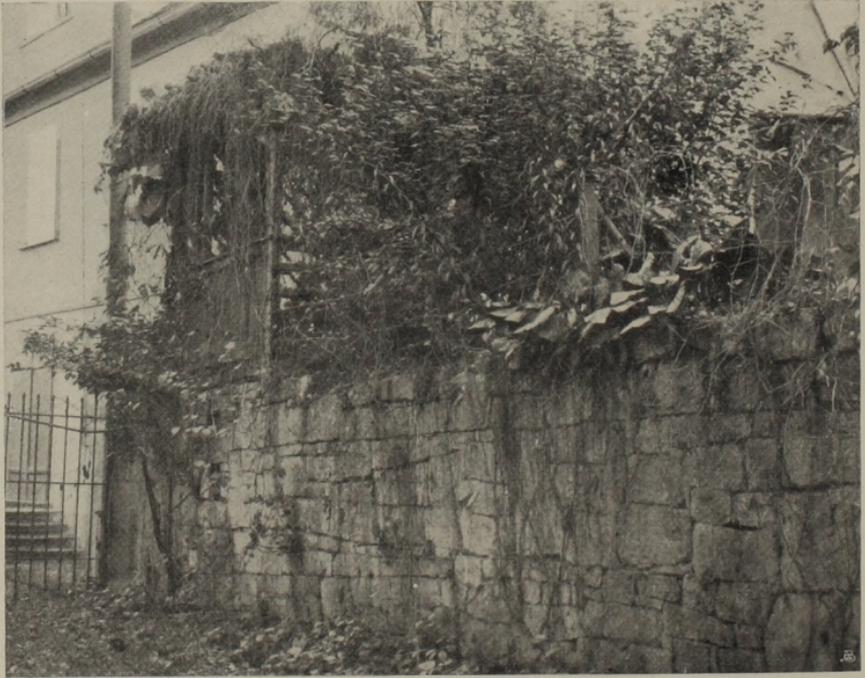


Abbildung 47

häuschen stehen, wie Abb. 59, das selbst keine Viertelstunde weit von Abb. 60 entfernt ist. Abb. 59 kann eine kritische Zergliederung vertragen. Alles ist hier sinnvoll, klar und verständig und das mühsam gesuchte „poetisch“ stellt sich ganz von selbst ein, da uns das frohe Lebensgefühl, das die Erbauer jener Zeit solche Bauten gestalten liess und das sie mit hinein bauten, auch heute noch daraus anweht und wir diese Gefühls-



Abbildung 48

werte, die unser Auge uns übermittelt, eben poetisch nennen, da uns keine bessere, bezeichnendere Formel dafür geläufig ist. Hier hat auch der kleine Kuppelaufsatz seinen Sinn, da ein Oberlicht die Innenseite der Kuppel beleuchtet.

Da wir gerade bei dem Park der Tollen sind, möchte ich noch ein Beispiel aus ihm anführen, das sehr bezeichnend dafür ist, wie erbärmlich schlecht selbst die einfachsten sachlichen Aufgaben heut gelöst werden, sobald sie sich von ganz bestimmten Gebieten entfernen, in denen der Genius des 19. Jahrhunderts triumphiert.

Ein steiler Abhang. Man möchte einen Weg anlegen, der seinen Gipfel mit seinem Fusse verbindet. Ich glaube, vor hundert Jahren hätte jedes Kind gewusst, dass man das macht, indem man bei ganz geringer Neigung der Wegebene so dem Gelände folgt, dass zwar ein langer, aber dafür recht wenig steiler Weg entsteht. Je nach dem Terrain ergeben sich dann Serpentinwindungen oder sonstwelche Formen. Heut fällt dem Gartenbaudirektor vor seinem Reissbrett rein gar nichts anderes ein, als oben und unten mit einer gebogenen Linie zu verbinden. Das fällt dann, sieht er's in Lebensgrösse ausgeführt, freilich fatal aus. Teufel nochmal, denkt er, so kann das nicht bleiben! Man hat nämlich wider alles Erwarten eine steile Wassergraben angelegt statt eines Weges, und jeder Gewitterregen schwemmt nicht nur allen Kies weg, sondern reisst auch noch tiefe Rinnsale in die Erde dieses sogenannten Kommunikationsmittels. Also: so kann's nicht bleiben. Man kommt auf eine ganz schlaue Idee. Man zieht Dämme über den Weg. Ich treibe wieder keinen



Abbildung 49

Scherz. Damit man mir's glaube, zeige ich die Photographien, Abb. 61 und 62. Ich musste meinen Kodak stark nach oben richten, um den ganzen Weg mit darauf zu bekommen, daher erscheint er viel weniger steil,

als er thatsächlich ist. Und nun muss man alle 20 Schritte einen Hupfer machen, um die Steindämme zu überwinden, die Abb. 62 genau zeigt. Abgesehen davon, dass so ein Weg bei Nacht geradezu lebensgefährlich ist — denn wer vermutet auf einem gebahnten Wege solche künstlichen Hindernisse? — so ist auch bei Tage die Passage ein Hindernisrennen. Musste der Weg durchaus ein so steiler sein, warum verwendete man denn dann die oben beschriebenen künstlichen Trümmerhaufen (Abb. 57) nicht lieber dazu, eine breite und behagliche Treppenanlage zu schaffen, an die der menschliche Fuss gewöhnt ist und die er selbst im Dunkeln nahezu gefahrlos geht? Hätte man Augen im Kopfe gehabt, so hätte man ein klassisches Vorbild dazu gerade fünf Minuten weit um die Ecke gefunden. Aber ich fürchte, das wird man nächstens als alt und unbrauchbar wegreißen und dafür ein ähnliches Kunstwerk wie das beschriebene hinbauen.

Auch da, wo man auf die natürliche Lösung zur leichten Bewältigung eines steilen Abhangs, die Treppe, kommt, fehlen die Grundelemente der Gestaltung dazu. An demselben Orte finde ich wieder Beispiel und Gegenbeispiel dazu. In Abb. 63 und Abb. 65 teilt die Futtermauer die beiden Terrassen. Auch in Abb. 64 sind zwei verschiedene Terrainhöhen, aber ein trockener, steiniger Rasenabhang trennt beide und der gliedert sie nicht für das Auge. Ich habe schon an verschiedenen Stellen



Abbildung 50

darauf hingewiesen: es ist eine Geldfrage. Eine Futter-
mauer ist nicht billig. Aber es sei ganz besonders be-
tont: man muss eben deshalb die Gelder in der Anlage
richtig disponieren. Heut wirft man das Geld für
hundert Nichtigkeiten und Albernheiten aus dem Fenster

und hat's dann dort, wo es wirklich gebraucht wird, nicht mehr zur Verfügung. Man betrachte hierzu auch gleich Abb. 66. Hier ist die Gartenfläche einfach als schiefe Ebene gelassen, was den Garten überhaupt nicht gliedert. Das letzte Stück zum Wasser ist etwas steiler und mit Steinen garniert. Unten am Wasser ist ein Drahtgitter. Nun kann man an keinem Ort direkt ans Wasser, steht aber auch nicht über ihm, wie man auf einer Mauer stehen würde. Ueber die konfuse Wegeanlage noch später.

Man vergleiche nun die drei Treppen selbst. Bei Abb. 63 und 65 schön gefügte Stufen, zum Teil mit vorspringender Vorderkante, die ein bequemes Beschreiten ermöglichen; bei Abb. 64 Stufen, welche lebhaft an die auf dem Theater erinnern, bei denen ein Lattengestell mit Leinwand überzogen wird. Man hat nämlich roh behauene Blöcke mit Zement verschmiert. Was die spitzen Steine rechts und links von der Treppe bedeuten sollen, das möge man erraten. Sachlichen Zwecken können sie nicht dienen, denn sich daran anzuhalten oder sich auf sie zu setzen verhindert, soweit es die Polizeivorschriften nicht schon verbieten, ihre Form. Diese Form kann aber zu einer wirklichen Gefahr werden, wenn jemand über diese Hindernisse im Wege stolpert. Also wird ihr einziger Daseinszweck wohl wieder die mehrfach erwähnte sog. „Poesie“ sein. Und auch hier wieder kann ich nur auf

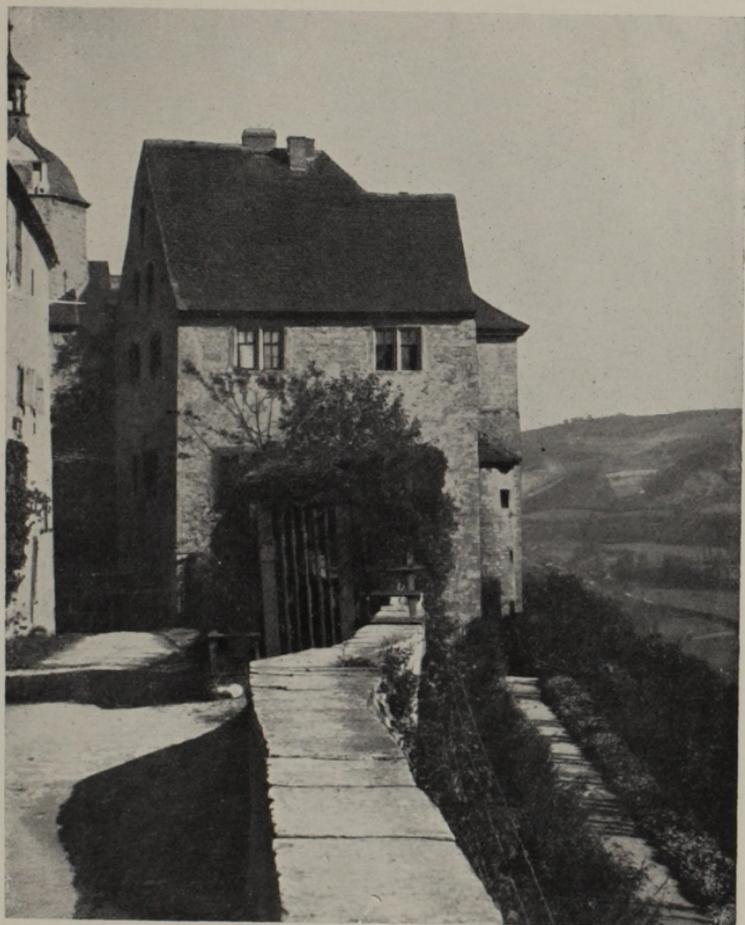


Abbildung 51

Beispiel und Gegenbeispiel verweisen und das Auge nach der Poesie fragen lassen.

Widersprechen macht nun einmal soviel Freude, und so werden sich auch manche Leser die Freude machen und sagen: ja, aber die alte Anlage, besonders Abb. 63, umgibt der Zauber des Alten, Ruinösen und die neue muss erst schön „werden“. Ich könnte diesen so oft gehörten Einwand ganz einwandfrei widerlegen, wenn ich über ein Mittel verfügte: wenn ich eine Photographie zur Hand hätte, die zeigt, wie Abb. 64 in hundert Jahren aussehen wird, und eine zweite, wie Abb. 63 oder auch 65 vor hundert Jahren aussah. Es ist aber auch ohne diesen Augenbeweis gar kein Zweifel, dass hier nicht Alter oder Neuheit die Ursachen von Schönheit und Unschönheit sind, sondern dass diese Ursachen lediglich in der Anlage selbst stecken. Man wolle sich nur einmal die Veränderungen recht klar machen. Auf den beiden Bildern (63 und 64) stehen auf der oberen Terrasse junge Bäume. Sind solche jungen Bäume nicht etwas Entzückendes, wenn sie an ihre Stämmchen gebunden dastehen? Ist auf dem Bilde 63 die Mauer mit der Scheune etwas Schöneres, als auf 64 die weite Ferne mit dem alten Schlosse dahinten? Alles andere aber ist Anlage. Die Schlinggewächse auf dem Vordergrund des Bildes 63 sind fast ausnahmelos einjährige Gewächse, die man, wenn man wollte, auch in der jüngsten Anlage ziehen könnte. Kaum viel anders fällt



Abbildung 52

der Vergleich mit Abb. 65 aus. Nein — mit dieser Ausrede ist nichts zu machen. Wer es nicht versteht, eine Anlage gleich schön zu machen, wird umsonst auf ihre Verschönerung durch ihren Ruin warten.

Eine der, sagen wir: komischsten Gegenüberstellungen von neuer und alter Kultur, die hier im Bilde vorgeführt werden, ist mir Abb. 67 und 68. In beiden Fällen war fast die gleiche Aufgabe zu lösen: die Treppenanlage zu einem auf terrassenförmig ansteigendem Terrain liegenden Garten. In der alten Anlage ist die Aufgabe nicht allein mit Phantasie gelöst, sondern sie schmiegt sich auch auf das engste den natürlichen Bedingungen an, so dass ihre Benutzung leicht und angenehm wird. Man lasse sich beim Betrachten des ersten Bildes nicht durch die starken Futtermauern des Terrains zu der Meinung irreführen, dass erst diese kostspieligen Bauten der Anlage die Schönheit verliehen. Auch ohne diese Futtermauern, nämlich indem sie in denselben Windungen durch das Berggelände, dem sie sich anpasst, hinaufstiege, würde die Treppe dem Auge von Reiz und dem Fusse angenehm zu betreten sein, wenn sich auch der Charakter des Ganzen ändern würde — man stelle sich nur das sich ergebende Bild in der Phantasie vor. Das schlechte Prinzip der Treppe 68 liegt darin, dass hier das Gefährliche sowohl wie das Nüchterne einer so steilen, nirgends unterbrochenen Treppe nicht vermieden worden ist. Man meint den Hals zu brechen, wenn man die Treppe auch nur ansieht. Können wir uns vorstellen, dass sie zu einem Heim führt? Sie täglich hinaufsteigen zu müssen, erscheint als Qual für jeden, dem die Steine noch reden. Zu wem aber die Um-



Abbildung 53

gebung nicht durchs Auge redet, je nun, dem erzählt sie auch nichts Schönes. Er mag seine Abgestumpftheit in Ruhe ertragen, er weiss eben gar nicht, welche Fülle von Lebensfreude ihm damit verloren geht.

Wir sind hier von selbst zum Thema des Garteneingangs gekommen. Betrachten wir die alten Gartenanlagen, so überkommt uns das Gefühl der Bewunderung dafür, mit wieviel Phantasie und zugleich mit welcher sicheren Selbstverständlichkeit dort immer die Art des Zugangs zum Garten und seine Formen gefunden sind, möge sich nun das Terrain des Gartens auf der Höhe des Weges, unter oder über seinem Niveau befinden. Diese Bewunderung erstreckt sich gleichzeitig immer mit auf die Gestaltung des Gartenterrains selber, von dem die Eingangsfrage nicht zu trennen ist.

Betrachten wir neue Gärten, so werden wir Gestaltung kaum irgendwo bemerken. Das Terrain ist hergenommen, wie's grad ist, und das Schema F ist auf dem Reissbrett darauf gepresst, möge es nun passen oder nicht. Von Ausnahmen, die sich irgendwo befinden mögen, rede ich nicht. Sie richten als Ausnahmen genugsam den heutigen Typus. Niemand wird leugnen können, dass dieser moderne Gartentypus in Villenstrassen und Villenkolonien das kopfloseste und ödteste ist, was unsere moderne Kultur überhaupt gezeitigt hat. Das Material der lebenden Pflanze ist nicht gut zu korrumpieren gewesen, und wo es wuchert, er-



Abbildung 54

freut es wenigstens durch sein Vorhandensein. Wenn man aber die herrlichen Harmonien, die man früher aus dem Pflanzenmaterial und dem Menschenwerk schuf, erkannt hat, dann muss man einen wahren Abscheu bekommen vor allem, was man heute Garten nennt.

Gehen wir mit unseren Vergleichen ohne vorherige Aufstellung eines Systems wieder gleich mit anschaulichen Bildern voran. Abb. 69 und 70 sind zwei ganz iden-

tische Anlagen. Eine Gartenvilla in einer bevorzugten Strasse einer kleinen Stadt ist bei beiden das Thema. Nehmen wir zunächst das linke Bild. Das Haus ist hier mit seiner Schmalseite an die Strassenfront herangerückt. Mit guten Gründen. Rückt man das Haus nur etwas von der Strassenfront zurück, so bleibt ein schmaler Streifen Garten, der nur Verlust bedeutet, da mit ihm rein nichts anzufangen ist. Er ist zu schmal und zu sehr den Blicken der aussen Vorübergehenden exponiert, um irgendwie einen angenehmen Aufenthalt zu gewähren. Wollte man dagegen das Haus so weit in den Hintergrund des Garten rücken, dass es sich vollkommen von der Strasse trennt, so würde das erstens eine bedeutende Tiefendimension des Gartens voraussetzen, die hier nicht zur Verfügung stand, zweitens würde es den Charakter des Ganzen insofern wesentlich ändern, als dann das Haus gar nicht mehr mit der Strasse kommuniziert. Ob das aber der Fall sein soll, entscheidet Zweck und Sinn des Erbauers — jedenfalls ist es eine andere Lösung der Aufgabe. Ich kann mir sehr wohl vorstellen, dass der Erbauer aber den Wunsch hat, von seinen Fenstern aus die Strasse überschauen zu können. In diesem Fall ist das Zurückrücken der Frontseite um nur wenige Meter meist nichts als eine Thorheit, die sich nur in wenigen Fällen durch besondere Umstände rechtfertigen lässt. Diese Art von Anlage erzwingt aber heute die Baupolizei und macht



Abbildung 55

sie im ganzen Lande zur ständigen Regel, so dass nun alle Villenstrassen überall dieses kopflose Aussehen bekommen. Der Sinn der polizeilichen Vorschrift entspringt ja ganz sicher dem guten Willen, das Entstehen von blossen Fronthausstrassen zu verhindern, indem man die „Zinsvillen“ mit etwas Grün umputzt. Aber die Vorschriften sind wieder einmal zu kurz gedacht: mit etwas mehr Phantasie oder wenigstens mit etwas



Abbildung 56

Studium der alten Anlagen liesse sich derselbe gute Zweck erreichen, ohne jenen armseligen Typus gross zu züchten.

Die Strassen, in denen die Villen wie auf Abb. 69 angelegt sind, sind wirklich ideale Gartenstrassen, in denen der Wunsch der Baupolizei: lichte und freie Strassen zu erhalten, im höchsten Grade erfüllt ist. Dass von Zeit zu Zeit einmal ein anmutiger, mit Grün umspannener



Abbildung 57

Giebel in der Strassenflucht liegt, macht die Strasse nicht enger oder weniger frei. Mit dem Reissbrett und dem Lineal lassen sich solche Gestaltungen nicht entscheiden. Im Bande über „Städtebau“ eingehenderes über diese Frage. Jene Strassen entstanden damals auch ohne Polizeivorschriften. Ich will nicht entscheiden, ob sie nicht auch heute ganz von allein entstehen würden, einfach nach dem alten Gesetz von Angebot und Nachfrage. Wenn

die Leute lieber in freistehenden und mit Grün umspinnenen Häusern wohnen wollen, so kommt der Erbauer ganz allein schon den Wünschen der Konsumenten entgegen, ohne dass die Polizei die Menschen erst zu ihrem Glücke zwingen muss. Ist es aber wirklich unbedingt notwendig, dass die Baupolizei diese Fragen regelt, so thue sie es wenigstens nicht in dieser armseligen Weise, die aussieht, als wenn sie ein Schutzmann ausgedacht hätte.

Zurück zur weiteren Betrachtung der Anlage. Also das Haus stösst vorn an die Strasse an, der hintere, verdeckte Teil des Gartens wird dadurch grösser und der eigentliche, zum privatesten Gebrauch dienende Teil des Gartens bleibt dem Blick der Vorübergehenden entzogen. Der Eingang ist rechts vom Hause. Zwei kräftige Steinpfosten flankieren ihn, das ursprünglich hölzerne Gitter ist durch ein eisernes, Gott sei Dank aber wenigstens nicht „verziertes“ Gitter ersetzt. Da die schiefe Ebene des ursprünglichen Terrains in Terrassenform planiert ist, führen einige Stufen herab zu dem ersten Gartenniveau. Dieser Teil des Gartens, der den Blicken von aussen ausgesetzt ist, wird also auf die Weise zum Zugangswege, gleichsam einem neutralen Gebiet, und das intimste Stück des Gartens wird dadurch nicht beeinträchtigt.

Und nun betrachte man Abb. 70. Vom Hause selber sei hier nicht ausführlich die Rede, da über diese Fragen



Abbildung 58

im Bande I vom Hausbau eingehend gehandelt wird. Aber auch ohnedies wird sich niemand der Kläglichkeit des Anblicks verschliessen können, den nach Abb. 69 solch ein Haus bietet. Zu welcher dürftigen Schweizerhausphantasie ist der kluge Giebel geworden, wie unklar und zerrissen sitzen die Fenster in den Wänden, wie sinnlos laufen die Sandstreifen über die Backsteinfassade, ohne dass sie doch irgend etwas zu definieren hätten. Das Haus ist zurückgerückt und folgt der baupolizeilichen Front, indem es zwischen sich und die Strasse einen schauderhaften exponierten Vorgarten setzt. Diese Oede scheint man schliesslich auch empfunden zu haben und hat nun auch wieder ein gänzlich miss-



Abbildung 59

ratenes Gartenhaus hingepflanzt, das eher an eine Bauhütte, als an einen behaglichen Sitzplatz erinnert und ein trostloses Gefühl verbreitet. Ich bitte nur, der Reihe nach all die gezeigten guten Gartenhäuser und Lauben



Abbildung 60

zu betrachten und dann den Blick auf dieses hier fallen zu lassen. Das wird jedes weitere Wort unnötig machen. — Der Garten hat seine schiefe Ebene behalten, auch der Zugang ist so eine schiefe Ebene geworden, der

Eingang ist in dem Gewirr des Gitterwerks kaum zu finden. Da das Haus gerade in der Mitte des Gartens steht, ist auch nirgends ein ausgesprochener Teil des Gartens entstanden und man sieht es dem Ganzen sofort von aussen an, dass sich niemand wirklich glücklich in dem Garten fühlen kann. Vielleicht haben die Bewohner desselben nie die wahre Heiterkeit und den Frieden des Gartens kennen und empfinden gelernt und vermissen nicht direkt das nie Gekannte. Aber wirkliches Lebensbehagen kann sie dort nicht überkommen.

Eine ähnliche Anlage zeigt Nr. 71, nur handelt es sich dabei um viel bescheidenere Verhältnisse. In dem Hause auf Abb. 69 wohnte Goethe des öfteren im Sommer. Abb. 71 ist das Häuschen eines Windmüllers. Ein ganz kleines bescheidenes Häuschen, das so weit zurückgesetzt ist, dass zwischen Weg und Haus ein wirklicher benutzbarer Garten liegt, in dem die Leute zwischen Buchsbaumhecken und Rosenspalieren Erdbeeren pflanzen und Kohl ziehen. Das Ganze lag einst weit vor der Stadt im Felde, und die Gesichtspunkte waren andere, als in der Gartenstrasse. Kann ein empfänglicher Mensch an dieser kleinen Idylle vorübergehen, ohne einen freundlichen Gedanken dort mitzunehmen, ohne die Idee zu streifen, dass glückliche Menschen dort wohnen mussten? Philemon und Baucis sind nicht mehr am Leben, Neubauten haben das Häuschen umschlossen, die nur von



Abbildung 61

Qual und Langeweile erzählen. So, wie auf Nr. 72.
Ist es nicht eine Strafe, lange dies Bild betrachten zu
müssen. Flimmert's einem nicht vor den Augen, be-
Schultze-Naumburg. Kulturarbeiten. II.

kommt man nicht Augenschmerzen vor all dem Gewirr von weissen Fugen, Drahtgitter und sonstigem Gezappel, wird einem nicht angst und weh vor diesen Zuchthausfenstern, zerquält man sich nicht immer bewusst oder unbewusst das Gehirn, zu was diese kleine öde Sand- und Rasenfläche zwischen Haus und Strasse da ist, ob man da Menschen zur Strafe drin einsperren will, die sich zwischen den peinigenden Blicken der Neugierigen vor dem Käfig und der harten Steinmauer nicht zu retten wissen? Ist das der Sinn des 19. Jahrhunderts? Man thue als Gegenmittel einen tiefen Blick in die freundlichen Augen des alten Häuschens auf Abb. 71, in dem Menschen wohnten!

Abb. 73 zeigt die Art und Weise, wie man in früheren Zeiten in den Strassenfronten ein Gärtchen anbrachte, das reizend ausgedacht war und wiederum Zweck und Sinn der Anlage klar zum Ausdruck brachte. Das Haus ist in Hufeisenform angelegt. Zwei Seitenflügel verband ein zurückliegender Mittelbau, so dass zwischen diesen dreien und der Strasse ein viereckiger Raum übrig blieb. Die Eingangstreppe legte man so, dass sie halb auf der Strasse, halb innerhalb der Futtermauer lag, auf die sich die so hochgelegte Terrasse stützt. Heute werden solche vorspringenden Treppen rasiert und Neuanlagen der Art verboten. Man hat sich daran gewöhnt, solche Vorschriften als die notwendigen Folgeerscheinungen der neuen Zeit anzusehen. Leute mit



Abbildung 62

Geschmack finden, das wäre zwar tieftraurig, aber unabwendbar.

Ich glaube nicht an die logische Richtigkeit dieser Beweisführung. Wir haben uns nur daran gewöhnt, all diese kurzgedachten Vorschriften als gegeben hinzunehmen und grübeln nicht mehr darüber nach, ob ihr Kern nicht am Ende doch nichts als Unsinn und Schutzmannsweisheit enthält.

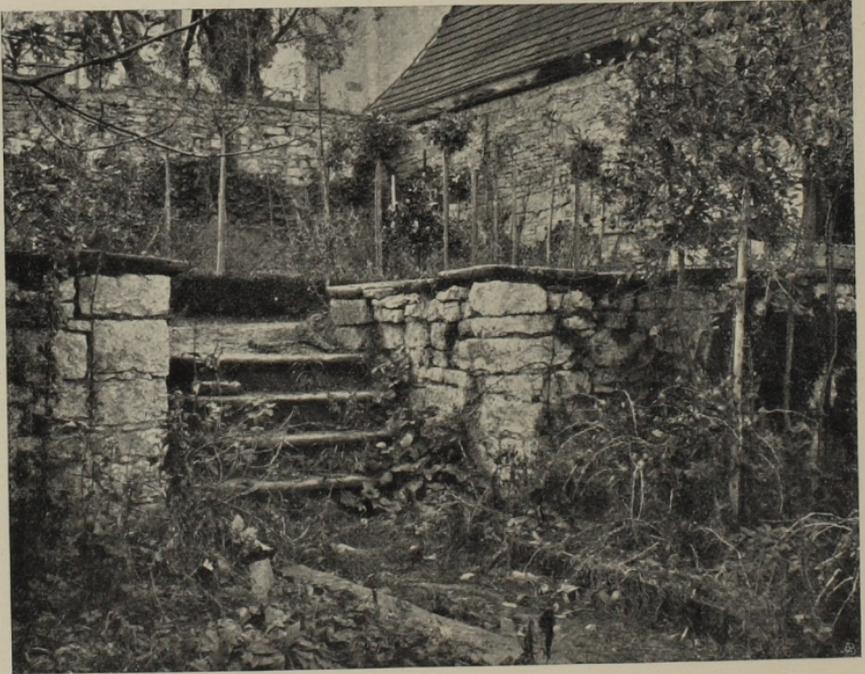


Abbildung 63

Solche Anlagen sind ein Verkehrshindernis. Das ist das Axiom, das ich allmählich anzuzweifeln beginne. Oder richtiger gesagt: der Gedanke, der ihm für die Weiterentwicklung der Menschheit zu grunde liegt, fängt an, mir als ein recht schief gerichteter zu erscheinen.

Das Menschenleben hat sich allmählich zu einer Hetze und wilden Jagd entwickelt: also rasch alles aus



Abbildung 64

dem Wege räumen, was der Weiterentwicklung zu immer tollerem Hetzjagd im Wege stehen könnte.

Wir haben verlernt, unsere Augen zu gebrauchen. Sie sind uns nicht mehr Gefühlsvermittler und Richter über den sittlichen Wert unserer Formen, sondern nur noch stumpfe Tastorgane, die verhindern, dass wir nicht an alle Ecken anrempeln. Deshalb um Gotteswillen alle Ecken und krumme Linien vermeiden, nur immer ganz

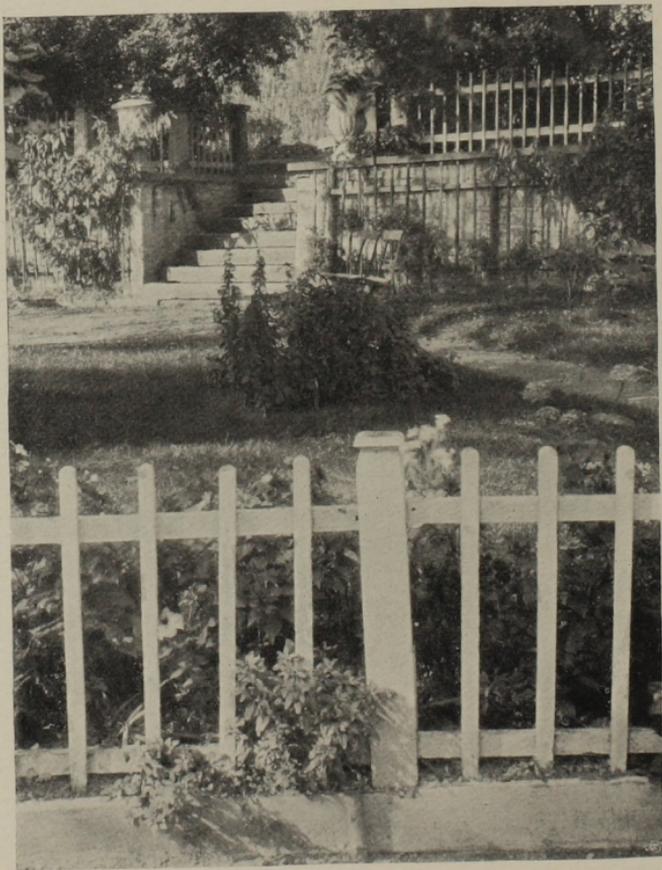


Abbildung 65

gerade Strassen, damit der Mensch in seiner tollen Fahrt durchs Leben wie besessen einherfahren kann, ohne nach rechts und links zu sehen.